

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Wie rassistisch ist die Schweiz?

Von Oprah Winfreys Handtasche bis zum «Badi-Verbot» für Asylanten.
Von Philipp Gut, Markus Schär und Lucien Scherrer

Der optimierte Mann

In Scharen eilen sie zum Schönheitschirurgen. *Von Beatrice Schlag*

Frau Zaki erntet Sozialhilfe

Ein pakistanischer Millionär und Waffenhändler narrt wieder die Behörden.
Von Alex Baur



Sozialhilfe

**Frau Zaki
braucht wieder
Sozialhilfe**

Schönheitschirurgie

**Die Männer
lassen sich
optimieren**

Oprahs Handtasche

**Wie
rassistisch
ist die
Schweiz?**



SERGEANT

Verantwortung in vollendeter Form.

Wenige Unternehmen haben die Büro- und Objektmöbelbranche so geprägt wie Wilkhahn. Über viele Jahre hinweg haben wir einen eigenen, wegweisenden Standpunkt eingenommen und diesen konsequent vertreten. Wir haben nie an die reine Form geglaubt: Wer Möbel und Räume

gestaltet, gestaltet seine Umwelt und die Beziehung der Menschen miteinander. Ästhetik hat für uns immer auch eine ethische und soziale Dimension. Daher stehen bei Wilkhahn nachhaltiges Wirtschaften und ökologische Verantwortung über dem kurzfristigen Erfolg. Mehr denn je.

Intern

Nicht Eitelkeit ist die Triebfeder, wenn der Mann sich Eingriffen plastischer Chirurgie unterzieht, sondern meist der Beruf. Christoph Wolfensberger, einer der erfahrensten Schönheitschirurgen der Schweiz, ist überzeugt, dass es vor allem die veränderten Gesellschaftsstrukturen sind, die immer mehr Männer motivieren, sich Fett absaugen, die Lider straffen und die Haut peelen zu lassen: «Welcher Selbständige kann sich heute noch leisten, mit 65 in Pension zu gehen? Also wird er, solange er weiterarbeitet, immer unter jüngeren Mitarbeitern sein. Wer versteht nicht, dass er so lange attraktiv sein möchte wie mög-



Ästhetisch optimiert: Robert Redford.

lich?»», sagte er Beatrice Schlag. Eine aktuelle Studie widerspricht dem nur scheinbar. Lifting, behauptet sie, erhöhe die Attraktivität eines Menschen in den Augen seiner Umwelt praktisch nicht. Aber sie ist Gold fürs eigene Selbstbewusstsein. Immer öfter lassen Männer sich chirurgisch optimieren. Seite 36

«Wie rassistisch ist die Schweiz?» Diese Frage beschäftigt den halben Globus, seit die Showgrösse Oprah Winfrey in einer Zürcher Boutique angeblich rassistisch behandelt wurde und die Weltöffentlichkeit über das Badi-Verbot für Asylbewerber in Bremgarten aufgeklärt wurde. Journalisten und Politiker im In- und Ausland überbieten sich mit Theorien und Beweisen für eidgenössische Fremdenfeindlichkeit. Tatsächlich basieren diese Vorwürfe selbst auf Vorurteilen und Vorverurteilungen, wie Philipp Gut, Markus Schär und Lucien Scherrer nachweisen. Seite 20

Niemand würde hinter dem Reihenhauss in Zürich Oerlikon einen weltbekannten Künstler und Oscar-Gewinner vermuten. Seit über vierzig Jahren wohnt Alien-Schöpfer HR Giger unweit der Bahngeleise. Der Garten ist verwildert, die Fensterläden sind fast alle geschlossen. In den dunklen Zimmern stapeln sich die Bücher, überall stehen seine fantastisch-düsteren Bilder und Skulpturen. Giger, der



Unweit der Bahngeleise: HR Giger.

auch mit 73 Jahren jede Nacht wach bleibt und dafür bis in den Nachmittag schläft, hält sich meist im kleinsten Zimmer des Hauses auf, das kaum grösser ist als das Bett darin. Rico Bandle hat den gesundheitlich angeschlagenen Künstler besucht. Wenn er aus seinem reichhaltigen Leben erzählt, so erscheint es umso unbegreiflicher, dass ihm in seinem Heimatland eine angemessene Würdigung bisher verwehrt geblieben ist. Seite 50

Im Mai schrieb Christoph Landolt über die Stiftung Zewo, welche die Hilfswerke kontrolliert, bei den Löhnen aber eine Geheimhaltung zulässt, die bei börsenkotierten Firmen undenkbar wäre. Daraufhin traf ein Mail ein, mit der Aufforderung, doch einmal bei der Rettungsflugwacht nachzufragen, dort seien die Löhne um ein Vielfaches höher als bei der Caritas, Greenpeace oder der Krebshilfe. Die Zewo, die über den Artikel vom Mai noch erbost war, bestätigte während der Recherche überraschend, dass die Rega das Gütesiegel verliere. Die Meldung führte dazu, dass der Ruf nach Offenlegung der Saläre auch von der Rega nicht mehr ignoriert werden konnte und CEO Kohler über seinen Lohn informierte. Was in der halben Million, die er deklariert, aber wirklich enthalten ist, bleibt im Dunkeln. Seite 26 Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrig,er,

Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Zum starken *Willen* gehört auch entschlossenes Anpacken.

Auf Schweizer Werte vertrauen und die Zukunft mit traditionellen Stärken anpacken: Das verbindet uns als Königspartner mit allen, die sich für das Eidgenössische begeistern.



Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/sponsoring

Schweizblind

Was die Linke unter guter Kultur versteht. Rega. Unser schweizblindes Bildungssystem.
Von Roger Köppel

Die Linke könnte attraktiver und erfolgreicher sein, wenn sie denn endlich ihre Attitüde störender Doppelmoral ablegte. Jüngstes Beispiel ist die von SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer entfesselte Debatte gegen die Bundessubventionen für den Blocher-Dokumentarfilm des Westschweizer Regisseurs Jean-Stéphane Bron. Die Basler Sozialdemokratin findet es ganz schlimm, dass dem Film offensichtlich Gelder aus den Bundeskassen zufließen. Das wäre als Position durchaus vernünftig. Nur ist es so, dass die Linke keinerlei Hemmungen verspürt, Steuergelder für Kultur und, ja, besonders für Filme auszugeben. Hinter der Oberholzer-Attacke steckt also nicht die berechtigte Sorge um die Problematik von Förderfranken, sondern die SP-Frau hat einfach ein Problem damit, dass die Gelder in ein Projekt fließen, bei dem nicht eindeutig gesagt ist, dass Leutenegger Oberholzers politischer Gegner Blocher am Ende schlecht wegkommt. Die hochfliegende Subventionsdebatte entpuppt sich rasch als Manifestation kulturpolitischer Intoleranz ausgerechnet bei jenen Kreisen, die sich bis zum Abwinken als tolerant bezeichnen. Immerhin wissen wir jetzt, was die SP für förderungswürdige Kultur hält: Es ist die Kultur, die der SP gefällt und ihre weltanschaulichen Vorlieben möglichst ungebrochen wiedergibt.

Einige Leser fragen uns, ob wir mit der kritischen Berichterstattung über die Schweizerische Rettungsflugwacht Rega nicht die Regeln des Respekts gegenüber einer verdienten und erfolgreichen Institution verletzen. Die Schweiz, sagen sie, solle doch stolz auf ihre Rega sein. Die Leser haben recht. Die Rega ist tatsächlich eine verdienstvolle und fähige Institution, auf die man stolz sein kann, deren Problem allerdings gerade darin besteht, dass sie zu lange unter der Käseglocke ihrer makellosen Ausstrahlung lebte. Die Rega ist ein Opfer ihres eigenen Erfolgs und ihres hervorragenden Image geworden. Die Verantwortlichen haben sich vom internationalen Glanz ihrer Flugwacht blenden lassen und das Wesentliche nicht mehr gesehen: Man kann nicht gleichzeitig eine steuerbefreite gemeinnützige Organisation sein wollen und daneben ein



Die Dinge so sehen, wie sie nun mal sind.

Unternehmen mit Löhnen wie in der Privatwirtschaft oder möglicherweise noch höheren. Von CEO Ernst Kohler hört man auch Gutes, er macht den Eindruck eines an sich ehrlichen, bodenständigen Berglers, aber irgendwie hat der exzellent bezahlte Rega-Chef Mühe mit Transparenz und Kritik. Die fliegenden Retter sind eben gerade kein Unternehmen, das in einem freien Markt operiert, wie Kohler behauptet, sondern im Geflecht des schweizerischen Gesundheitswesens unterwegs mit vielen idealistischen Spendern, die wissen wollen, was genau mit ihrem Geld passiert. Die *Weltwoche* will nicht die Rega demontieren. Sie hilft ihr lediglich, die Dinge so zu sehen, wie sie nun mal sind. Zum Wohl der Rega.

Es gibt in der Schweiz eine grosse Bildungslücke, was die Schweiz und ihre Institutionen betrifft.

In den Sommerferien habe ich mich gefragt, warum eigentlich die Landesregierung und weite Teile der Politik und der Medien so viel Mühe bekunden, sich komplexlos und unverkrampft für die Schweiz einzusetzen, wenn das Ausland mit Kritik einfährt. Ist es Schwäche? Ist es heroische Gelassenheit? Ist es die höhere Vernunft der Selbstkritik, die auch aus den unberechtigten Vorwürfen noch eine persönliche Lehre zieht? Schön wär's. Ich glaube, die wahren Gründe sind beunruhigender.

Ein Grossteil meiner Landsleute, die in der Politik und in den Medien eine gewisse Rolle spielen, hat keine klare Vorstellung davon, was die Schweiz ist und was sie ausmacht, was die Grundlagen ihres Wohlstands und ihrer

Stellung in der Welt sind. Das hat zum einen damit zu tun, dass der Patriotismus in der Schweiz nur im Modus des Understatements als erträglich empfunden wird. Wir sind eben keine Chauvinisten, Nationalisten oder Rassisten, wie es die sich enorm wichtignehmende amerikanische TV-Moderatorin Oprah Winfrey kürzlich ziemlich dummdreist ausdrückte (und natürlich sogar noch Applaus aus der Schweiz erhielt, sogar vom verzweifelt wirkenden Verband Schweiz Tourismus, der die Episode hastig zu einer Art Marketing der Selbstanklage nutzte, um damit wohl ein paar Schweiz-Hasser zielgruppengerecht und einfühlsam anzusprechen).

Patriotismus wird in der Schweiz unter-schwellig zelebriert, abgedämpft, bratwurstmässig, der aufgeblasenen Selbstinszenierung haftet etwas Unpassendes, Stossendes an. Diese Zurückhaltung ist sympathisch, doch sie setzt voraus, dass die Leute am Ende nach wie vor wissen, was die Schweiz ist, was sie ausmacht und vor allem, wovon sie lebt, konkret: was die institutionellen, also staatlichen Voraussetzungen ihres wirtschaftlichen Erfolgs darstellen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich in der Primarschule, in der Sekundarschule, am Gymnasium oder an der Universität jemals mit solchen Fragen konfrontiert worden wäre. Die Lehrer hätten sie als ungehörig politisch oder aber als ungehörig konträr zu ihren eigenen Weltanschauungen empfunden, die vielleicht, ich weiss es nicht, darauf abzielten, den Sonderfall ins Museum zu stellen oder auf den Müll zu werfen.

Tatsache ist: Es gibt in der Schweiz eine grosse Bildungslücke, was die Schweiz und ihre Institutionen betrifft. Die Schwäche der Politik, gegen Kritik oder Forderungen aus dem Ausland mehr Widerstand zu leisten, könnte auch eine Folge der Unfähigkeit sein, die Schweiz zu definieren. Man gibt nach, weil man nicht mehr weiss, wo man steht oder stehen sollte. Als Produkt dieses schweizblinden Bildungssystems nehme ich an mir selber immerhin wohlwollend den Drang zur Kenntnis, die pädagogisch verursachten Leerstellen allmählich selber zu füllen.

Die Schulen und Universitäten sollten sich wieder vermehrt mit Schweizer Geschichte befassen, nicht im Sinne staatsbürgerlicher Erbauung, sondern kritisch, vielfältig, aus unterschiedlichsten Perspektiven, denn es ist rückblickend für mich doch besorgniserregend, dass ich nach der Matura über die Französische Revolution besser Bescheid wusste als über die Gründung unseres Bundesstaats. Nichts gegen die Französische Revolution, doch die bemerkenswerten, aus ihrer eigenen Vielsprachigkeit stammende schweizerische Neigung, sich in andere Kulturen hineinzu-denken und einzufühlen, kann nicht darauf hinauslaufen, dass man die eigenen Wurzeln aus dem Auge verliert.



Beziehungsfilz: Rega-Chef Kohler. Seite 26



Der obligatorische Wehrdienst ist nötig: Seite 35



Spätfolgen der nuklearen Strahlung: Seite 44



Rassismus-Keule: Moderatorin Winfrey. Seite 20

Kommentare & Analysen

5 Editorial

- 11 Kommentar Der Fluch der guten Tat
- 11 Im Auge Sir Adrian Johns, Gouverneur
- 12 Economiesuisse Charakterprobe
- 12 Lehrplan 21 Die eigene Meinung der anderen
- 13 Personenkontrolle Sommaruga, Heidi, Winfrey, Tchoumitcheva, Daum, Müller, Haag, Gilli, Weibel etc.
- 13 Nachruf Prinz Friso von Oranien-Nassau
- 14 Die Deutschen Allein in Gaza
- 14 Wirtschaft Die schöne Welt des orangen Riesen
- 15 Ausland Obamas Terrorabwehr wackelt
- 16 Mörgeli Telefon nach Grapsch-Attacke
- 16 Bodenmann Heizer auf den Elektro-Loks
- 17 Medien Blicken Frauen anders?
- 17 Gesellschaft Mischvariante
- 18 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

20 Wie rassistisch ist die Schweiz?

Nach dem Fall Winfrey und dem Badi-Verbot für Asylbewerber in Bremgarten empört sich die Welt

- 22 Rassismus Vergleich mit anderen europäischen Staaten

24 Frau Zaki erntet Sozialhilfe

Die zuständige Zürcher Sozialbehörde zahlt wieder

26 Kohlers Seilschaft aus den Bergen

Rega-Chef Ernst Kohler rechtfertigt sein Topmanager-Salär

29 Rega Franz Steinegger: Rettungsapostel mit Linksdrall

30 Klassenkampf statt Fakten

Die 1:12-Initiative operiert mit falschen Zahlen

32 Der Burka-Jäger aus dem Tessin

Giorgio Ghiringhelli will die Burka verbieten lassen

34 Finanzplatz Die Karriere von ZKB-Bankrat Heilmann

35 Essay Gegen die Abschaffung des Militärdiensts

36 Der optimierte Mann

Die neue Klientel der Schönheitschirurgen

38 Medizin Schönheitschirurg Christoph Wolfensberger

40 «Es reicht nicht, zu allen nett zu sein»

Carlo Strengers Engagement für Frieden im Nahost

43 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 12. Mai 1976

44 Tödlicher Strahlenmythos

Die Folgen der Atombomben von Hiroshima und Nagasaki

46 Impresario im Paradies

Wie der grosse Zampano Carl Hagenbeck die Herzen eroberte

48 Gleichberechtigung Wenn Männer junge Frauen mustern

49 Bekenntnisse Allan Guggenbühl über Psychologie

52 Kunst Patrick Frey über Gigers Welt

Als weltweit Erste bieten wir
MSC-Thunfisch an, der schonend
mit der Angel gefangen wird.



**Unser Versprechen bis 2020: Nur noch Fische
und Meeresfrüchte aus nachhaltigen Quellen.**

Die Migros bietet bereits heute rosa Thunfisch in Dosen an, der von lokalen Fischern mit Angelruten gefangen wird. Diese Methode vermeidet Beifang und ist nur eine von vielen Lösungen, mit denen wir uns für nachhaltigen Fischfang einsetzen, um unser Versprechen bis 2020 einzulösen. **Mit dieser und vielen weiteren Massnahmen engagieren wir uns schon heute für die Generation von morgen.**

Mehr auf generation-m.ch



GENERATION **M**

MIGROS

Ein **M** besser.



Hohepriester eines Kults: Ausnahmekünstler HR Giger. Seite 50

Kunst

50 Genie des Abgrunds

Der weltbekannte Künstler und Oscar-Preisträger HR Giger wurde in der Schweizer «Szene» stets gering geachtet

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Hans Thoma, Maler

56 Bestseller

56 Meister des Fliegenlassens

Wunderdirigent Claudio Abbado ist das Kapital des Lucerne Festival

58 Top 10

58 Kino «The Bling Ring»

59 Jazz Christian McBride Trio

60 Namen Tina Turner, Anton Mosimann, Fürstin Charlene etc.

61 Hochzeit Rachel Eisenhut und Yves Möckli

61 Thiel Ferien statt Freiheit

62 Wein Groszer Wein: Blaufränkisch 2011

62 Die Besten Chic für den Herbst

65 Auto JCB Fastrac 8280

66 MvH trifft Alfred Herbert, Anleger und Börsenkolumnist

Autoren in dieser Ausgabe

François Schaller



Der 59-jährige Journalist ist Chefredaktor der Westschweizer Wirtschaftszeitung *L'Agefi*. In seinem Essay über die bevorstehende Abstimmung zur Aufhebung der Wehrpflicht warnt er vor der Illusion des ewigen Friedens und vor einer Rückkehr der Kriege nach Europa. Seite 35

Patrick Frey



Als Kabarettist ist der 62-jährige von nationaler Bekanntheit. Als Verleger publizierte er im Juni die Tagebücher von HR Giger («Alien Diaries»). In seinem Beitrag schreibt Frey, warum der exzentrische Künstler seiner Meinung nach von der Kunstwelt viel zu wenig geachtet wird. Seite 52

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote
aus den Bereichen Unterhaltung,
Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

Ganges

Flusskreuzfahrt auf dem heiligen Fluss
mit der luxuriösen RV Bengal Ganges****



Delhi-Varanasi-Kalkutta oder v.v.

15/16 Tage ab 4580.- p. P. (Saison A, Oberdeck hinten)

Farbenfrohes, unberührtes Indien erleben

Indien sicher und komfortabel bereisen

Über 700 begeisterte Kunden

Bestmögliche Hotels – in Delhi Luxushotel Taj Mahal

Deutsch sprechende Reiseleitung

Nachtessen in einem privaten Palast am Ganges in Varanasi

Schönes Schiff im Kolonialstil

Mächtiger Ganges, lieblicher Hooghly River

Spa-Massage und Show cooking an Bord

- 1 Zürich-Dubai-Delhi Abends Flug nach Delhi.
- 2 Delhi Ankunft am Nachmittag. Hotelübernachtung.
- 3 Delhi Stadtrundfahrt durch Indiens Hauptstadt.
- 4 Delhi-Varanasi Am Morgen Flug nach Varanasi. Am Abend «Aarti-Zeremonie» von Booten aus.
- 5 Varanasi-Bodhgaya Bootsfahrt (fak.). Busfahrt.
- 6 Bodhgaya-Nalanda-Simaria Besichtigung Ruinenstadt Nalanda mit buddh. Universität. Einschiffung.
- 7 Simaria-Munger-Sultanganj Besuch Bihar Yogaschule.
- 8 Sultanganj-Karagola Ruinen Vikramshila Universität.
- 9 Karagola-Rajmahal Schifffahrt, Spaziergang.
- 10 Rajmahal-Farakka-Jangipur Fahrt auf Hooghly River.
- 11 Jangipur-Murshidabad Besichtigung Hazarduari Palace.
- 12 Chourigacha-Matiari-Kalna Schifffahrt nach Plassey.
- 13 Kalna-Kalkutta Besuch Rajbari Tempelkomplex.
- 14 Kalkutta Stadtrundfahrt mit historischen Gebäuden wie Postamt, Rathaus und Victoria Memorial.
- 15 Kalkutta-Dubai-Zürich Rückflug nach Zürich.
Programmänderungen vorbehalten.

RV Bengal Ganges****

Das 2004 im Kolonialstil gebaute, elegante Schiff bietet Platz für 56 Passagiere. Die grosszügigen Kabinen sind mit Klimaanlage, Safe, DU/ WC ausgestattet. Im eleganten Restaurant werden vorzügliche Mahlzeiten serviert. In der Lounge mit Bar finden Vorträge und Zusammenkünfte statt. Zur Bordausrüstung gehören überdachtes Sonnendeck und komfortable Deckstühle vor den Kabinen auf der Veranda. Mit Hartholz ausgestattet, edlen Möbeln und landestypischen Bildern bestückt, erwartet Sie eine einzigartige Atmosphäre an Bord. Neu ist ein Spa, welches verschiedene Massagen anbietet. **Nichtraucher Schiff** (im Aussenbereich darf geraucht werden).

Vor-/Nachprogramm Rajasthan und Taj Mahal sowie Badeurlaub in Goa

Ausführliche Informationen oder Prospekt verlangen
www.thurgautravel.ch

Abreisedaten 2013/2014

Delhi-Varanasi-Kalkutta (down 15 Tage)

19.10. A	14.12. A	08.02. D
16.11. D	11.01. B	16.03. C

Kalkutta-Varanasi-Delhi (up 16 Tage)

10.10. A	05.12. A	30.01. C
07.11. C	02.01. B	27.02. C

Es het solangs het Rabatt

Saison A 1500.- Saison C 800.-
Saison B 1100.- Saison D 600.-

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie mit Vollpension
- Flüge mit Emirates via Dubai in Q-Klasse, inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Inlandflüge inkl. Flughafentaxen
- Alle Transfers und Ausflüge
- 4 Hotelübernachtungen mit Vollpension
- Lokale deutsch sprechende Reiseleitung

Nicht inbegriffen: An/Rückreise bis/ab Flughafen, Trinkgelder, Getränke, fakultativer Bootsausflug in Varanasi (US\$ 15-20), Visakosten Fr. 140.-, Versicherungen (Jahresversicherung Einzel Fr. 83.-, Familie Fr. 159.-), Kerosinzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Oberdeck hinten	6080.-
2-Bettkabine Hauptdeck	6380.-
2-Bettkabine Oberdeck Mitte	6780.-
2-Bettkabine Oberdeck vorn	6980.-
Zuschlag 2-Bettkabine zur Alleinbenutzung Oberdeck Mitte und Hauptdeck	1190.-
Zuschlag Business Class	auf Anfrage



Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Isabella Hasler oder Sabrina Ricklin

Thurgau Travel



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Schreiben, was ist.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT



Der Fluch der guten Tat

Von Alex Baur — Rega-Chef Ernst Kohler und seine Adlaten haben den tadellosen Ruf einer sinnvollen Institution zu ihrem eigenen Vorteil ausgenutzt. Sie sollten abtreten.



Hervorragende Arbeit: Rega-Retter in der Luft.

Vor zwei Wochen verbat sich Rega-Chef Ernst Kohler im Brustton der Entrüstung noch jede Kritik: «Wir retten Menschen und müssen uns noch dafür rechtfertigen!» Informationen über sein für eine gemeinnützige Institution gewaltiges Salär dementierte er kommentarlos. Mit dem *Weltwoche*-Journalisten Christoph Landolt, der den lockeren Umgang mit Spendengeld bei der Rettungsflugwacht in den vergangenen Wochen zum Thema gemacht hat, spricht Kohler nicht mehr. Dass man ihn und die Rega auch nur in Frage stellt, empfindet er offenbar als Unverschämtheit.

Unter medialem Druck hat Kohler jetzt seinen Lohn halbwegs offengelegt: Mit rund einer halben Million Franken pro Jahr erhält er mehr als ein Bundesrat. Rega-Stiftungsrat Franz Steinegger (FDP) findet dieses Salär nicht nur «völlig normal». Er hält auch nichts von Transparenz. Auf die Frage, warum die Rega nicht alle heiklen Zahlen offenlege, erklärte er in der *NZZ am Sonntag* schnippisch: «Diese Frage belustigt mich nun einfach.»

Die zur Schau gestellte Überheblichkeit, mit der sich Kohler und Steinegger jeglicher Kritik verweigern, lässt tief blicken. Die Herren glauben, so scheint es, sie könnten sich alles erlauben. Tatsächlich ist die Rega mit ihren 2,4 Millionen Gönnern nach wie vor eine hochangesehene Institution. Und das durchaus zu

Recht. Die Retter aus der Luft leisten immer wieder hervorragende Arbeit und werden auch ausserhalb der Schweiz bewundert. Doch just dieser Ruhm ist der Rega über die Jahre zum Verhängnis geworden: Die Aura der Unantastbarkeit begünstigte fatale Fehlentwicklungen.

Wie immer, wenn ein nobler Zweck im Spiel ist, fällt Kritik schwer: Sie könnte ja eine an sich gute Sache gefährden. In der Führungsetage der Rega wusste man diese Hemmung zu nutzen. Je nachdem, wie es den Herren in den Kram passt, ist die Rettungsflugwacht für Steinegger und Kohler mal eine gemeinnützige Institution, die Privilegien für sich reklamiert, dann aber plötzlich wieder ein privates Unternehmen, das keinem Rechenschaft schuldig ist. Jahrelang konnte man sich diese Schindluderei erlauben, weil sich keiner richtig getraute, die in Aviatikkreisen schon lange gärende Kritik an der heiligen Kuh öffentlich zu machen.

Die insgesamt positiven Erfahrungen sprechen dafür, dass die Rega als gemeinnützige Stiftung ihre federführende Stellung bei der Luftrettung beibehalten soll. Eine staatlich kontrollierte Einsatzzentrale, wie sie nun da und dort gefordert wird, wäre kaum effizienter. Das bedingt allerdings, dass sich die Rega auf die Tugenden zurückbesinnt, die sie stark gemacht haben: Leidenschaft und Pioniergeist als Motivation statt Profit und Prestige, Bescheidenheit statt Machtgehabe, Kompetenz statt Opulenz. Und das geht nur mit einer neuen Führungcrew, welche diesen Geist vermittelt und das Vertrauen wiederherstellt.

Für jene, denen das etwas zu pathetisch klingt, kann man es nüchterner formulieren: Jede gemeinnützige Organisation ist ihren Auftraggebern, also den Gönnern und der Allgemeinheit, uneingeschränkt Rechenschaft schuldig, Transparenz hat oberste Priorität, jeder Rappen muss ausgewiesen werden. Dazu gehören selbstverständlich auch die Chef-saläre. Ob diese angemessen sind, können die Spender dann selber entscheiden.

Im Fall der Rega ist die Kontrollstelle Zewo eingeschritten, allerdings erst, nachdem die *Weltwoche* den sorglosen Umgang mit Spendengeldern publik gemacht hatte. Die Affäre wirft kein gutes Licht auf die gesamte Wohltätigkeitsbranche in der Schweiz. Die Rega ist beileibe nicht die einzige Institution, die unter dem Mangel an schonungsloser Kritik leidet.

Mehr zum Thema: Seite 26

Krieg am Nadelöhr



Sir Adrian Johns, Gouverneur.

Als kleiner Junge lebte er an der Küste von Cornwall, schaute auf den Ärmelkanal und zählte Schiffe. Diese faszinierende Beschäftigung übt Sir Adrian Johns, 62, inzwischen als Herr über die Meerenge von Gibraltar aus. Am Affenfelsen (es leben dort rund 200 Berberaffen, Fütterung verboten) wird wieder einmal mit Provokationen Krieg gespielt. Die Briten schicken demnächst das übliche Arsenal von Schlachtschiffen und Luftstreitkräften, nachdem sie schon die andalusischen Fischer mit Betonblöcken und Metallstacheln schikaniert hatten. Spanien verschärft die Zollkontrollen und droht mit einer Grenzsteuer, quasi einer Eintrittsgebühr ins Finanzparadies Gibraltar mit seinen Myriaden von Briefkästen.

Natürlich wissen die Spanier, dass sie den Felsen, den sie vor genau dreihundert Jahren an Grossbritannien abgetreten haben, nicht einfach zurückerobern können. Weil erstens die einzige Zufahrtsstrasse über die Start- und Landebahn des Flughafens führt und dort ein Rotlicht den Verkehr von Autos und Flugzeugen regelt. Und zweitens ist diese Strasse verstopft von den 10 000 Grenzgängern und von den Karawanen von Touristen, die in Gibraltar (28 750 Einwohner) meist vergeblich einen Parkplatz suchen. Drittens will Gibraltar bei Grossbritannien bleiben. Und viertens würden heutige spanische Konquistadoren, ständen sie denn vor dem Gouverneurspalast, von den guten Manieren Sir und Lady Johns' im Handumdrehen entwaffnet.

Der Mann der Krone kontrolliert das Nadelöhr zum Mittelmeer im militärischen Range eines Vize-Admirals. Der Physiker ging mit 22 zur Navy, und mit 30 kommandierte er das erste Kriegsschiff in Hongkong, den einzigen Krieg seines Lebens absolvierte er im Irak. 2009 schickte ihn die Königin auf jenen Posten, der ihn der Schlacht aller Schlachten auf einige Dutzend Kilometer nahe bringt. Kap Trafalgar, wo Lord Nelson 1805 Napoleons Armada versenkte. Von einer Reporterin gefragt, wann er am liebsten gelebt hätte, sagte der Gouverneur, ohne zu zögern: «In der Vergangenheit.»

Peter Hartmann

Charakterprobe

Von Florian Schwab — Ein Strom-Manager soll Economiesuisse wieder zum Glühen bringen.

Auf das liberale *animal politique* Gerold Bühler folgte, für ein kurzes und glückloses Jahr, Clariant-Präsident Rudolf Wehrli, der per Ende August zurücktritt. Als Nachfolger hat der Economiesuisse-Vorstandsausschuss nun Heinz Karrer bestimmt, bislang Axpo-CEO.

Offenbar will der Wirtschaftsdachverband diesmal alles anders machen. Wehrli war ein in hohen Sphären schwebender Wirtschaftsaristokrat mit Theologiestudium und weiteren intellektuellen Ambitionen (Habilitation über den Roman «Gattopardo» von Lampedusa). Ihm wuchs das 30-Prozent-Pensum als Economiesuisse-Präsident über den Kopf, wie er teils selber eingestand. Nun kommt gewissermassen das Gegenteil Wehrlis zum Zuge: ein bewährter Manager ohne Überfliegerformat. Karrer absolvierte eine Berufsmatur, und anschliessend die Handelshochschule St. Gallen, darauf folgten Stationen bei einem Sportverband, Ringier und den Staatsbetrieben Swisscom und Axpo (seit 2003).

Positive Überraschung

Für die meisten Wirtschaftsvertreter ist die Wahl Karrers eine positive Überraschung. Er wird geachtet für seine Managerqualitäten. Ebenfalls geschätzt werden seine kritischen Äusserungen zur Energiewende, seine rasche Auffassungsgabe («Schnelldenker»), seine kommunikativen Fähigkeiten («mediengewandt»). Fast hat man den Eindruck, hier sei ein Mann mit den operativen Fähigkeiten eines Direktors gesucht worden und kein Präsident. Ungeklärt bleibt die Frage, wer die Nachfolge von Pascal Gentinetta als Direktor antreten wird – gut möglich, dass Karrer im Tagesgeschäft und in der Öffentlichkeit zum massgeblichen Gesicht wird.

Für Karrer geht es jetzt darum, möglichst rasch einen Kompass in Finanzplatz-Fragen, bei der Steuerpolitik oder im Bereich Corporate Governance zu entwickeln. Bislang hatte er kaum Gelegenheit, sich mit umfassenden wirtschaftspolitischen Fragen zu befassen. Der Weg vom Staatsangestellten (Axpo ist mehrheitlich in Kantonsbesitz) zum Vertreter der Privatwirtschaft dürfte anspruchsvoll werden. Ein erster Charaktertest wird sein, ob Karrer seine gesunde Skepsis gegenüber der Energiewende beibehält. Diese ist innerhalb des Verbands nicht unumstritten – gewichtige Mitglieder profitieren von den staatlich geförderten Alternativenergien.

Die eigene Meinung der anderen

Von Lucien Scherrer — Der Lehrplan 21 soll Jugendliche dazu animieren, sich eine eigene Meinung zu bilden, versichert Christian Amsler, Chef der Erziehungsdirektoren. Schön wär's.



Ideologisch unbedenklich: Christian Amsler.

Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) hat Grosses vor. Ihr Prestigeprojekt Lehrplan 21, das sie im Juni in die Vernehmlassung geschickt hat, soll nicht nur die Lehrpläne in den 21 Deutschschweizer Kantonen vereinheitlichen. Es soll auch einen Beitrag dazu leisten, dass die Kinder dieses Landes zu mündigen, diskussionsfreudigen und kritischen Bürgern herangezogen werden.

So erklärte EDK-Präsident Christian Amsler (FDP) am Dienstag in der NZZ, dass im Lehrplan zu Recht gesellschaftlich sensible Themen wie «Menschenrechte», «Umwelt und Ressourcen», «Gleichstellung der Geschlechter» oder das «Verständnis zwischen den Kulturen» verankert seien. «Dabei», versicherte der Schaffhauser Regierungsrat, «geht es nicht darum, den Schülerinnen und Schülern zu sagen, wie sie ihr Leben gestalten sollen.» Vielmehr sollten die Jugendlichen «lernen, sich eine eigene Meinung zu bilden».

Das klingt vernünftig, besonders aus dem Mund eines Freisinnigen, der eigentlich als liberaler Geist gilt. Seine Botschaft, dass der Lehrplan 21 eine ideologisch unbedenkliche Sache sei, wird dadurch allerdings nicht glaubwürdiger. Denn was den Schülern an «Bildung für nachhaltige Entwicklung» (BNE) vermittelt werden soll – unter dieses modische Label

fallen die von Amsler genannten Themen –, dient weniger der freien Meinungsbildung, sondern mehr der freien Entfaltung links-grüner Bildungspolitiker.

Für das Unterrichtsmaterial, das zur Erreichung der Ziele des Lehrplans 21 eingesetzt werden soll, ist unter anderem das «nationale Kompetenzzentrum BNE» in Bern zuständig. Eine halbstaatliche Institution, die von SP-Politikern und ehemaligen Hilfswerk-Aktivisten geleitet wird (*Weltwoche* Nr. 21/13). Was die Bildungsstelle bislang an Unterrichtsmaterial und Projekten entwickelt hat, ist durchtränkt von links-grünen Anliegen. Die Schüler lernen etwa, dass der Klimawandel menschengemacht ist und «bekämpft» werden kann oder dass Bio-Produkte und der öffentliche Verkehr gut sind; sie führen antirassistische Theater auf und werden mit Filmen dazu animiert, ihr geschlechtsspezifisches Rollenverständnis zu hinterfragen (jedenfalls, wenn das Geschlecht männlich ist).

Auch im Wirtschaftsunterricht geht es im Kern nicht um offene Diskussionen, sondern um die Vermittlung einer politisch korrekten Gesinnung. Die Schüler sollen etwa lernen, die «Folgen des Konsums» zu analysieren, Einflüsse auf Konsumgewohnheiten zu «reflektieren» und «Gestaltungsspielräume für einen nachhaltigen Lebensstil im Alltag» zu entwickeln (*Weltwoche* Nr. 30/31, 2013). Diskussion ist also erwünscht, sofern es darum geht, einen möglichst nachhaltigen Lebensstil zu finden oder die Kunst der Konsumkritik zu üben.

Empörte Reaktionen auf Kritik

Was dabei herauskommt, wenn Schüler es wagen, eigene Meinungen zu äussern, statt «nachhaltige» Glaubenssätze nachzubeten, zeigt das Beispiel Leon Wiederkehr. Der Berner Gymnasiast hat kürzlich in der *Weltwoche* (Nr. 21/13) aufgezeigt, was der (künftig flächendeckende) Öko-Unterricht heute in der Praxis bedeutet: gebetsmühlenhafte Erklärungen, dass das Klima immer wärmer werde, Unterweisungen, dass der Konsum von Mineralwasser verwerflich sei. Wiederkehrs kritische Gedanken lösten in der Schule empörte Reaktionen aus – und seine Eltern wurden zu einem «klärenden Gespräch» aufgeboten. Freie Schüler, die lernen, ihr Leben selber zu gestalten und sich eine eigene Meinung zu bilden? Ja gerne, solange die freie Entfaltung den Vorstellungen der Erzieher entspricht.

Personenkontrolle

Sommaruga, Bron, Blocher, Haag, Gilli, Weibel, Chopard, Quadranti, Furrer, Blatter, Heidi, Winfrey, Tchoumitcheva

Eigentlich will Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) zum Abschluss der Ferien mit den Bundeshausjournalisten ungezwungen der Aare entlang zum Berner Botanischen Garten spazieren und über Themen ihres Departementes diskutieren. Während der Besammlung beim Bärengraben spricht ein Schweizer Tourist sie an und fragt sie, ob er ein Foto von der Bundesrätin zusammen mit seiner Freundin machen dürfe. Die Justizministerin stutzt und setzt an zur Erklärung, das gehe eigentlich nicht. Dann lächelt sie und stellt



Spaziergang: Justizministerin Sommaruga.

sich zum Posieren neben die junge dunkelhäutige Frau. Danach muss Simonetta Sommaruga drei Stunden lang erklären: Die Schweiz ist kein rassistisches Land. (sär)

Wie kam es zur Uraufführung von **Jean-Stéphane Brons** Dokfilm über SVP-Doyen **Blocher** in Locarno? Das Filmfestival ist ja nicht gerade das Heimterrain für den umstrittenen Politiker. Gemäss internen Quellen trug es sich so zu: Der neue Festivaldirektor Carlo Chatrian, ein Norditaliener, hatte den Film gesehen und war so begeistert, dass er ihn gleich ins Programm nahm. Allerdings war ihm die politische Brisanz seiner Entscheidung gar nicht bewusst, denn Chatrian hatte keine Ahnung, wer Blocher ist. Toleranz kann auch die Folge von unbefangener Ahnungslosigkeit sein. (ww)

Erschütterndes haben Schweizer Politiker zu berichten, die soeben von einer Erkundungstour aus Japan zurückgekehrt sind. «Verstrahltes Land, so weit das Auge reicht», hätten sie dort angetroffen. Darum müsse die Schweiz nun Gas geben beim Atomausstieg. Ein anderes Fazit war auch gar nicht zu erwarten: Die Reise nach Fukushima war von der Umweltschutzorganisation Green Cross durchgeführt worden. Und die teilnehmenden Politiker gehören mit



Wer ist der Direktor? Daum, Müller.

Ausnahme des St. Galler Regierungsrats **Willi Haag** (FDP) allesamt Parteien an, die sowieso für den Atomausstieg der Schweiz sind – etwa die Nationalräte **Yvonne Gilli** (Grüne), **Thomas Weibel** (GLP), **Max Chopard** (SP) und **Rosmarie Quadranti** (BDP). (are)

Dank seiner Liebe zum Fussball hatte der langjährige NZZ-Sportredaktor und Fifa-Mitarbeiter **Günther Furrer** offenbar ein glückliches 93-jähriges Leben – und Humor. Nach seinem Tod, den Fifa-Präsident **Sepp Blatter** öffentlich betrauerte, erlaubte sich deshalb seine Familie sogar in der Todesanzeige einen Scherz, ein Zitat von Robert Lembke: «Eines der Probleme beim Fussball ist, dass die einzigen Leute, die wissen, wie man Fussball spielen müsste, auf der Presstribüne sitzen.» (sär)

Auf der Website von Schweiz Tourismus wird jeder Besucher ungefragt von einem rotbackigen Maskottchen namens **Heidi** aufgefordert, Fragen zu stellen. Wer von Heidi wissen will, welcher eifertige Mitarbeiter der staatlich subventionierten Tourismusförderung auf Twitter einer Verkaufsangestellten von Trois Pommes ein «furchtbar falsches» Verhalten beim Besuch von **Oprah Winfrey** vorgeworfen hatte, erhält von Heidi folgende Antwort: Dafür sei die Social-Media-Abteilung zuständig, Fragen seien per E-Mail einzureichen. Deutlich souveräner als Schweiz Tourismus ist **Xenia Tchoumitcheva**, ehemalige Vize-Miss-Schweiz mit Migrationshintergrund. Ebenfalls auf Twitter beschied sie Winfrey: «Oprah hätte ihre Rassismusgeschichte besser für sich behalten. Sie trägt unnötig dazu bei, Polemik und Hass zu entfachen.» (fsc)



«Polemik und Hass»: Xenia Tchoumitcheva.

Nachruf



Sein Sterben dauerte 542 Tage: Prinz Friso.

Prinz Friso von Oranien-Nassau (1968–2013) — Sein Name war so schön: Johan Friso Bernhard Christiaan David, Prinz von Oranien-Nassau, Junker von Amsberg. Seine Ehefrau Mabel Wisse Smit war einst Geliebte des «Drogen-Paten von Amsterdam», Klaas Bruinsma. Der wollte 45 Tonnen Haschisch importieren und wurde erschossen. Umstritten auch Mabels Einsatz für das «War Child»-Programm für Bosnien und dessen Aussenminister Muhamed Sacirbey. Ihre Friedensstiftung war ein Lobby-Klub für bosnische Muslime. Kurzerhand verweigerte das niederländische Parlament die Zustimmung zur Heirat. Johan Friso heiratet Mabel trotzdem, verzichtet auf seinen Platz in der Thronfolge. Junker Friso hatte die beste Ausbildung (Uni Berkeley, Insead bei Paris). Er war bei McKinsey und bei Goldman Sachs, bevor er als Finanzberater bei der Ureco Group in London anheuerte: eine im Bereich der Urananreicherung tätige Firma, aktiv unter anderem in Botschwana, Ruanda und Sierra Leone. Dann der Unfall: Am 17. Februar 2012 will der Königssohn das «Madloch», die Traumspiste vom Rükfopf nach Lech, carven. Abseits der Piste. Gegen 12.15 Uhr löst sich ein Schneebrett, katapultiert Friso 22 Meter in die Tiefe, verschüttet ihn. Fünfzehn Minuten liegt er ohne Sauerstoff unter dem Schnee. Diagnose: Hirntod! Friso wird ins Londoner Wellington Hospital verlegt – bis Mutter Beatrix den Koma-Patienten, 44, zu sich auf Schloss Huis ten Bosch in Den Haag holt. Prinz Frisos Sterben dauerte 542 Tage oder 77 Wochen und 3 Tage. Er hinterlässt die Witwe Mabel und die Töchter Luana und Zaria. *Helmut Maria Glogger*

Allein in Gaza

Von Henryk M. Broder — Die Hamas exekutiert Menschen – und niemand schaut hin.



Am vergangenen Wochenende ging der Fastenmonat Ramadan zu Ende. Muslime feierten Id al-Fitr, das dreitägige Zuckerfest, mit Feuerwerk, Musik und Essen.

Für einige war es die Henkersmahlzeit.

Wie Amnesty International meldete, hat die in Gaza herrschende Hamas die Hinrichtung etlicher Todeskandidaten bis nach dem Ende des Ramadans aufgeschoben. Seit April 2010 wurden sechzehn «Mörder» und «Kollaborateure» hingerichtet, die letzten Exekutionen fanden am 22. Juni auf dem Gelände der Polizeizentrale statt, die nächsten sollen öffentlich stattfinden, um andere «Kriminelle» abzuschrecken, so der Generalstaatsanwalt von Gaza. Derzeit warten in den Gefängnissen mindestens vierzig Verurteilte darauf, vom Leben zum Tode befördert zu werden.

Wie so etwas in der Praxis aussieht, konnte man auf *Spiegel* online lesen: Mitglieder der Hamas haben sechs Palästinenser wegen angeblicher Kollaboration mit Israel öffentlich hingerichtet. Die Opfer seien gefesselt gewesen und ohne Gerichtsverhandlung auf der Strasse im Norden von Gaza-Stadt erschossen worden, berichteten Augenzeugen am Dienstag. Selbst wenn dem Urteil eine Verhandlung vorausging, handelte es sich um eine Farce, bei der die «Geständnisse» meist durch Folter erzwungen wurden.

Das ist nicht überraschend, und niemand hat bis jetzt behauptet, in Gaza würden lupenreine Demokraten und Anhänger des Rechtsstaats regieren. Auffallend ist nur, dass sich niemand über das aufregt, was in Gaza passiert, nicht einmal die Dauer- und Berufsempörten, die das etwa 360 Quadratkilometer grosse Gelände gerne «das grösste Freiluftgefängnis der Welt» nennen. Von den deutschen Teilnehmern der «Mavi Marmara»-Expedition im Jahre 2010 – Norman Paech, Annette Groth, Inge Höger von der Linkspartei und Matthias Jochheim von der deutschen Sektion der Ärzte gegen den Atomkrieg – hört man kein Wort. Politiker der SPD und der Grünen sind damit beschäftigt, Asyl für Edward Snowden zu fordern oder eine Kennzeichnung israelischer Produkte, die im Westjordanland hergestellt wurden. Und Claudia Roth erholt sich von den Strapazen ihrer letzten Türkei-Reise, die in einer Tränengaswolke endete.

Die schöne Welt des orangenen Riesen

Von Silvio Borner — Die Migros verspricht viel Weltverbesserung zugunsten der nächsten Generation. Nüchtern betrachtet geht es um die Legitimierung der hohen Preise in der Schweiz.

Unter dem Stichwort «Generation M» gibt die Migros so manches Versprechen für die Zukunft ab:

1— Bis 2015 wird die Migros die Arbeitsbedingungen von 75 000 Mitarbeitern ihrer Lieferanten aktiv verbessern.

2— Ab 2015 werden in Restaurants und Take-aways nur noch Rind-, Kalb-, Schweine- und Pouletfleisch aus der Schweiz angeboten.

3— Bis 2018 werden 8 von 10 verkauften Wasch- und Putzmitteln der Eigenmarken besonders gut biologisch abbaubar sein.

4— Bis 2020 werden die hohen Schweizer Tierwohl-Standards auch bei allen Produkten aus dem Ausland eingeführt.

Die Bekenntnisse sind unterschiedlich terminiert, was eine Überwachung zum Vornherein erschwert. Bei den Tierwohl-Standards (Versprechen 4) fragt man sich, wie die Migros das durchsetzen will, ohne sich in interne Angelegenheiten anderer Länder einzumischen.

Und woher nimmt die Migros ihre Gewissheit, dass das Wohl der Nutztiere in der Schweiz immer am höchsten ist? Dagegen spricht beispielsweise, dass Schafe in der Schweiz sicher gefährlicher leben als in Neuseeland. Nicht wegen der Wölfe, sondern wegen der Unfälle auf Alpweiden. Hierzulande verenden jährlich etwa 2000 *Schäfli* elendiglich.

Bei den Wasch- und Putzmitteln (Versprechen 3) fragt sich der wirklich kritische Konsument, wieso gerade 8 von 10 und wieso nur die Eigenmarken. Warum nicht alle, einschliesslich Markenartikel? Und wie misst man «besonders gut biologisch abbaubar»?

Wirklich fragwürdig sind jedoch die ersten beiden Bekenntnisse. In einer freien Marktwirtschaft ist die Regelung der Arbeitsbedingungen – im Rahmen der geltenden Gesetze natürlich – eine Angelegenheit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, allenfalls auch deren Verbänden in der Sozialpartnerschaft. Woher nimmt sich die Migros das Recht, die Arbeitsbedingungen von 75 000 Angestellten der Lieferanten «aktiv zu verbessern»? Wer stellt sicher, dass die gut 87 000 Migros-Mitarbeitenden optimale oder gar ideale Arbeitsbedingungen haben? Und wie will die Migros sich aktiv bei anderen einmischen und die Resultate beurteilen? Eröffnet jetzt die Migros neben Bank-, Fitness- oder Buchfilialen auch noch eine Gewerkschaftsfiliale?

Wenn man den Hebel bei den Arbeitsbedingungen unbedingt ansetzen will, so ist das private Labeling durch unabhängige Institutionen wie Max Havelaar sicher der liberalere und transparentere Ansatz. Obwohl auch dieser problematisch ist, denn durch die Boykottierung der ärmsten Länder oder Landarbeiter stürzt man diese erst recht ins Elend.

Der Gipfel ist aber das Versprechen, in Migros-Restaurants und -Take-aways nur noch Schweizer Kalb-, Rind-, Schweine- und Pouletfleisch zu servieren! Dadurch insinuiert die Migros, die importierten Fleischsorten seien nicht biologisch oder ethisch unsauber. Wäre dies der Fall, dann dürfte man sie schon heute nicht (ungekocht) verkaufen.

Zudem ist nicht klar, dass der Schweizer Ursprung automatisch qualitativ oder ökologisch «besser» ist. Beim Rindfleisch ist eher das Gegenteil der Fall. Die viel zu hohen Tierbestände in der Schweiz sind problematisch.

Dies nicht nur wegen der Gewässerverschmutzung, sondern auch wegen der Ernährung durch importierte Futtermittel. So gesehen, wäre es vielleicht für die Tiere und die Umwelt besser, Rindfleisch aus Freilaufhaltung in Südamerika zu importieren, statt sie hier mit brasilianischen oder argentinischen Futtermitteln aufzuziehen. Eine Ökobilanz könnte zum Nachteil der Schweizer Aufzucht ausfallen.

Das Walmart-Modell

Nicht zuletzt ist dieses Pochen auf den schweizerischen Ursprung auch politisch gefährlich, weil es die ohnehin viel zu starke Abschottung der Agrarmärkte legitimiert. Wie fänden wir es, wenn etwa französische Supermärkte sämtlichen Schweizer Käse aus dem Sortiment verbannen würden?

Kürzlich wurde im Raum Basel wieder einmal ein Auslandsexperiment der Migros verlustreich abgebrochen. Der Verdacht des Ökonomen ist deshalb ein anderer: Die Migros ist international nicht wettbewerbsfähig und versucht deshalb, im Inland die hohen Preise und Margen moralisch und politisch zu legitimieren. Der amerikanische Marktführer Walmart gab nur ein Versprechen ab: tiefe Preise. Das kann jeder Kunde tagtäglich selber überprüfen. Millionen von ärmeren Amerikanern haben so Milliarden an Kaufkraft gewonnen.



Obamas Terrorabwehr wackelt

Von Hansrudolf Kamer — Die amerikanische Diplomatie hat die Schliessung vieler Botschaften schadlos überlebt. Einen Terroranschlag gab es nicht. Doch die Skepsis wächst.



Die Terrorabwehr funktioniert. Es gab an diesem gefährlichen Wochenende, vor dem gewarnt wurde, keine Anschläge auf amerikanische Ziele. Sie wurden alle verhindert. Die 22 Konsulate und

Botschaften im Mittleren Osten und in Nordafrika, die evakuiert und teilweise geschlossen wurden, sind fast alle wieder offen. Honi soit qui mal y pense.

Wer etwas Böses denkt, liegt aber nicht ganz falsch. Präsident Obama hat sich das selbst zuzuschreiben. Er müsste langsam Klarheit schaffen, wie es um die Bedrohung durch den Terrorismus genau steht. Er kann nicht alles geheim halten und Journalisten gerichtlich verfolgen lassen, die enthüllen, was ihm unangenehm ist. Seine Jagd auf undichte Stellen in der Administration ist intensiver als unter allen seinen Amtsvorgängern.

Bevor er sich auf die vornehme Kennedy-Insel Martha's Vineyard in die Ferien verabschiedete, plauderte Obama in der Jay-Leno-Show, gab eine Pressekonferenz und versuchte, den politischen Schaden der jüngsten Rückschläge zu minimieren. Doch die Konfusion nimmt zu.

Obama versicherte einmal mehr, dass Amerika nicht daran interessiert sei, E-Mails und Telefongespräche «der gewöhnlichen Leute» zu überwachen. Es gehe vor allem darum, die Information zu finden, die notwendig sei, um Volk und Alliierte zu schützen. Diese Klarstellung war nicht kristallklar, und die Glaubwürdigkeit des Präsidenten in dieser Sache ist links und rechts im politischen Spektrum auf ein ungemütliches Niveau abgesunken.

Der Chef all der vielen Nachrichtendienste, James Clapper, räumte vor kurzem ein, seine eidesstattliche Erklärung im März vor einem Kongresskomitee sei nicht wahrheitsgetreu gewesen: Er hatte damals «klargestellt», die NSA besitze nicht die Aufnahmen des Telefon- und Datenverkehrs von Millionen von Amerikanern.

Glaubwürdigkeit besitzt nicht, wer das eine sagt und das andere tut. Im Wahlkampf 2008 kritisierte Obama die Terrorabwehr, die sein Vorgänger Bush nach 9/11 ins Werk gesetzt hatte, als unnötig und unmoralisch. Dann, einmal gewählt, setzte er sie fort. Nicht einmal das als

Schandmal gebrandmarkte Guantánamo vermochte er zu schliessen.

Als Jurist weiss er natürlich, weshalb Bush das Lager überhaupt eingerichtet hatte. Das amerikanische Justizsystem mit seiner Zirkusatmosphäre wäre unfähig, einen grossen Terrorismus-Prozess über die Bühne zu bringen – einen Prozess, der die Terrorabwehr nicht gefährlich unterminieren würde.

Dilettantismus in der Snowden-Affäre

Und der Vater des letzten Whistleblowers Edward Snowden legte am Fernsehen recht überzeugend dar, weshalb sein Sohn in Amerika nicht mit einem fairen Prozess rechnen könne. Dann doch lieber Asyl, selbst in Russland. So ändern sich die Zeiten.

Mehr als ein Jahrzehnt nach 9/11 zwingen ungenannte Terroristen die Amerikaner, ihre diplomatischen Vertretungen reihenweise zu schliessen. Dabei hatte Obama im Wahlkampf beteuert, die Qaida sei auf der Flucht, liege in den letzten Zügen. Dass dann der Verdacht auftaucht, die Obamisten nähmen es nicht so genau mit den Worten und benützten die Terrorwarnung, um die Nützlichkeit der National Security Agency (NSA) und ihres Datenstaubsaugers zu illustrieren, sollte nicht erstaunen.

Dilettantismus prägt die Snowden-Affäre. Von Putin hätte man nie dessen Auslieferung

fordern dürfen. So etwas regelt man – wenn überhaupt – abseits der Öffentlichkeit. Nun darf Obama zusehen, wie Russen und Chinesen ihm eine lange Nase drehen. Eine solide Mehrheit befragter Amerikaner sieht in Edward Snowden einen Whistleblower und nicht einen Verräter, als den ihn das offizielle Amerika anschwärzen wollte, nachdem es ihm den Reisepass aberkannt hatte.

Der Präsident ist aussenpolitisch überfordert. So flüchtet er sich in merkwürdige Bemerkungen. Putins Haltung gleiche der eines gelangweilten Schuljungen in den hinteren Reihen des Schulzimmers, erklärte er im Weissen Haus. Kurz darauf forderte der russische Aussenminister Lawrow die Amerikaner auf, sich wie Erwachsene zu benehmen. Das ist Politik auf höchstem Niveau!

Obama ist der Gefangene seiner Rhetorik. Er muss innenpolitisch darauf achten, die Fronten zusammenzuhalten, die seine Anti-Terrorpolitik tragen – Republikaner gehören dazu, weil die Demokraten in dieser Frage ebenfalls gespalten sind. Im Repräsentantenhaus fiel eine Vorlage nur knapp durch, die das Überwachungsprogramm der NSA beendet hätte. Libertäre Rechte und radikale Linke vereinigten sich in der Kritik an der Terrorabwehr.

Zwölf Jahre seit 9/11 sind auch genug. Jim Sensenbrenner, Republikaner aus Wisconsin und einer der Autoren der Patriot Act, erklärte unumwunden, die flächendeckende NSA-Überwachung sei nie das Ziel dieses Notstandsgesetzes gewesen. Es wäre an der Zeit, das immense, mit dem militärischen Komplex verwobene Abwehrkonstrukt zu redimensionieren. Eisenhower hat sich längst in seinem Grab umgedreht (Duden, Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten, Seite 272).



Gefangener seiner Rhetorik: US-Präsident Obama.

Mörgeli

Telefon nach Grapsch-Attacke

Von Christoph Mörgeli

Verwerflich. Unerhört. Abscheulich. Zwei moderierende Jungspunde begripschten für eine Sendung von Fernsehen SRF zwei junge Frauen. Sie erkundeten in einer Live-Übertragung vom Gurtenfestival deren Brustumfang mit einem Messband. Es handelte sich um mehr oder weniger attraktive Vollbusige. Jedenfalls stammten die Mess-Opfer sichtlich nicht aus Lampedusa. Die Aargauer Ständerätin Christine Egerszegi gab sich im *Blick* empört. Die Busen-Aktion gehöre nicht zum Service public und sei «aus pädagogischer Sicht» skandalös. Genau wie die beiden Moderatoren bei ihrer Busenumfang-Forschung wollte die Ex-Primarlehrerin Egerszegi jetzt «oben einsteigen».

Und das Wunder geschah. Es bedurfte bloss der medialen Ankündigung: «Roger de Weck kriegt was zu hören.» Schon griff der Herr Generaldirektor höchstpersönlich zum Telefon und meldete sich bei Fernsehkritikerin Egerszegi. «Roger de Weck hat sich bei mir entschuldigt», informierte die Ständerätin danach unter einem achtjährigen Porträtfoto via *Blick* unsere dankbare Nation. Der Boulevard hatte sein Skandalchen. Frau Egerszegi ihren zweimaligen *Blick*-Auftritt. Und Fernsehboss de Weck seine Distanzierung von jedwelcher Frauenverachtung.

Jetzt aber zum Interessanten: Fernsehen und Radio SRF dürfen über die wenigen Fundamentalkritiker ihrer Staatsanstalt und ihres Weltbildes senden, was immer sie wollen. Sie können in ihren angeblich seriösen Informationsgefässen praktisch nach Belieben verfälschen, verdreckeln, verdrehen und vertuschen. Nie käme es Generaldirektor de Weck auch nur im Traum in den Sinn, zum Telefon zu greifen und sich bei den Betroffenen zu entschuldigen.

Anders bei Christine Egerszegi für eine Lappalie, die sie nicht einmal betraf. Da bemühte sich der oberste Chef schon anderntags um Beschwichtigung. Denn Roger de Weck und seine Staatssender benötigen Egerszegi. SRG und SRF sind angewiesen auf die Egerszegis dieses Landes. Sie brauchen gewissermassen die Egerszegi-Schweiz. Egal, wenn der langweiligen «Arena» die Zuschauer wegschlafen. Egal, wenn bei «SRF bi de Lüüt» die Leute weglafen. Roger de Weck braucht für sein Imperium kein Publikum. Roger de Weck braucht einzig die Politiker. Mindestens 51 Prozent des Parlaments. Nun kann er aufatmen. Christine Egerszegi gehört wieder dazu.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Heizer auf den Elektro-Loks

Von Peter Bodenmann — Schweiz wegen Bahnunfällen geschockt. Natalie Rickli fordert Wiedereinführung des Vier-Augen-Prinzips.



Überflüssig: Lok-Führer.

Die Schweizerinnen und Schweizer lieben die SBB. Die Bundesbahnen sind für uns ein Stück Heimat. Deshalb regen wir uns über die sich häufenden Bahnunfälle auf.

Dabei ist die Bahn immer noch fünfzehn Mal sicherer als das Auto. Aber das ist für die Schweizer nicht gut genug. Wenn die SBB ihren Vorsprung halten wollen, müssen sie sich endlich vor und nicht hinter dem Komma bewegen. Dank und mit mehr Technik.

Lok-Führer sind im Zeitalter der Digitalisierung so überflüssig wie einst die Heizer auf den britischen Elektro-Loks. Anstatt in den nächsten Jahren uralte Signalanlagen durch bereits veraltete Signalanlagen zu ersetzen, müssten die Züge in Zukunft vollautomatisch verkehren. Und die längst nicht mehr so gut bezahlten Lokführer könnten neu im direkten Kontakt mit den Passagieren Komfort und Sicherheit in den Zügen erhöhen.

Stattdessen streitet man sich in der politischen Schweiz. Die Rechten wollen für den Einbau veralteter Signalanlagen den weiteren Ausbau der Bahn verhindern. Die Linken wollen zusätzlich mehr in Technik von gestern investieren. Mit einem Franken pro Billett.

Den Vogel abgeschossen hat Natalie Rickli, die auf Tele Züri im Ernst für die Wiedereinführung des Vier-Augen-Prinzips bei der Abfahrt der Züge plädiert. Damit niemand ein Signal überfähre. Einst kämpften die briti-

schen Gewerkschaften für die Rettung der Heizer auf den Elektro-Loks. Jetzt sind die Schweizer Rechten für vier Augen bei der Abfahrt des Zuges.

Wer wissen will, in welche Richtung der Zug der technischen Entwicklung abfährt, vereinbart am besten beim Mercedes-Händler um die Ecke eine Fahrt mit der neuen S-Klasse.

Der feine, fette Schwabe aus Stuttgart gleitet bereits 2013 ohne Chauffeur über die Autobahn. Nur um die überängstliche Polizei zu beruhigen, muss der Lenker seine Hände in der Nähe des Lenkrades ruhen lassen. Alles andere erledigen Sensoren und Rechner. Genau wie bei dem vermaledeiten Einparken.

Warum soll auf der Eisenbahnstrecke zwischen Bern und Zürich nicht funktionieren, was auf der Autobahn zwischen Zürich und Bern funktioniert? Umso mehr als der Eisenbahnverkehr weit weniger komplex ist als der Strassenverkehr.

Stadler-Rail-Chef Peter Spuhler hätte jetzt Zeit, sich wieder etwas mehr der Optimierung des Systems Schiene zu widmen. Stattdessen produziert er lieber Bucher-Traktoren für die Landwirtschaft. Im Gegensatz zu den Zügen werden die besten Traktoren vollautomatisch gesteuert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Blicken Frauen anders?

Von Kurt W. Zimmermann — Die erste *Blick*-Chefredaktorin scheiterte in kürzester Zeit. Sie scheiterte nicht, weil sie eine Frau war.

Es war Anfang Februar, und Ringier-Chef Marc Walder freute sich über einen gelungenen PR-Coup bei seinem Boulevardblatt. «Noch nie», sagte er damals, «habe ich so viele positive Schlagzeilen über den *Blick* gelesen.»

Der gelungene PR-Coup Walders war die Wahl einer Chefredaktorin. Mit Andrea Bleicher, 39, stand im Februar erstmals eine Frau an der Spitze des *Blicks*. Die Medien jubelten zur Gender-Premiere. «Frauen blicken anders», applaudierte feministisch der *Tages-Anzeiger*. Eine «historische Dimension», bewunderte geschichtsbewusst die *Basler Zeitung*.

Nun, sechs Monate später, ist Bleicher bereits wieder abgehalftert. René Lüchinger wird nächster Chefredaktor des *Blicks*, wie die *NZZ am Sonntag* als Erste korrekt vermeldete. Er ist früherer Chefredaktor von *Facts* und *Bilanz* und heute Kommunikationsberater sowie freier Autor der *Weltwoche*.

Der schnelle Sturz Bleichers ist ein hübsches Boulevardstück zum Thema Aussenwirkung und Innenwirkung.

Gegen aussen spielte Bleicher mit Verve ihre Rolle als PR-Geschöpf. Kaum im Amt, parlierte sie in den Medien spaltenweise über ihr Frau-sein, ihre Karriere, ihre Kinder und ihren Ex. Solche Selbstdarstellung ist ungewöhnlich im Gewerbe. Unter Boulevardiers gilt die Regel, dass man zwar ungehemmt über das Leben der anderen schreibt, das eigene Leben aber unter dem Deckel hält.

Gegen innen griff der externe PR-Effekt nicht. Schnell wurde klar, dass Bleicher es nicht konnte. Schon im letzten Mai schrieben wir beispielsweise an dieser Stelle, die neue *Blick*-Chefredaktorin mache «lustlosen Blut-Boulevard wie aus dem Mittelalter».

Tatsächlich wunderte man sich im Haus zunehmend über den einfalllosen Stil der ersten *Blick*-Frau. Banale Unfälle und Verbrechen waren ihr wichtigstes Gestaltungskonzept. Ihre Zeitung wurde zum Verbrecheralbum der Beliebigkeit. Der Raser vom Donnerstag brachte es freitags auf Seite eins, der Felssturz vom Freitag war samstags die Aufmachung.

Das ist nicht zeitgemäss. Guter Boulevard ist heute Concept Art. Er muss die Stimmungen, Farben und Töne dieser Gesellschaft beschreiben, und besser noch, die Stimmungen, Farben und Töne vorwegnehmen, am besten, kurz bevor die Gesellschaft sie erkennt und die dazugehörigen Akteure thematisiert.

Dafür braucht es ein politisches und gesellschaftliches Flair. Ganz gut machen das etwa die deutsche *Bild*-Zeitung und die britische



Verbrecheralbum der Beliebigkeit: Andrea Bleicher.

Daily Mail. Sie sind Concept-Art. Hier ist die Chronik der laufenden Ereignisse, also Raser und Felsstürze, allenfalls eine Randnotiz. Die Blätter fokussieren stattdessen auf die latente Stimmungslage der Nation. Der Stammtisch diskutiert nicht über kurzfristige Raser und Felsstürze. Er diskutiert über langfristige Themen, also über die Banken, die Immigration und den Body von Michelle Hunziker.

Kein Platz für Rufmord-Theorien

Boulevard, das macht ihn schwierig, kann nicht aus der Tagesaktualität leben. Er muss eigene Themen suchen und besetzen. Der ersten Frau beim *Blick* gelang das aus Mangel an Erfahrung nicht. Ringiers CEO Walder sah es genauso und begann schon im Frühsommer mit konkreten Nachfolgegesprächen. Nun zahlte sich aus, dass er die Neue vorsichtigerweise nur als «interimistische» Chefin angekündigt hatte.

Bleichers schlichte Blattmache führte natürlich auch kommerziell nicht nach oben. Am Kiosk verkauft das Blatt werktags oft nur noch 40 000 Stück. Insgesamt sind es, mit Abos, weniger als 190 000 Exemplare. Das ist die Hälfte der besten Zeiten.

Get abstract: Für eine Rufmord-Theorie ist kein Platz. Die erste *Blick*-Chefredaktorin ist nach kürzester Zeit wieder weg. Sie ist nicht weg, weil sie eine Frau war.

Mischvariante

Von Beatrice Schlag — Separate Abteile für Frauen in der Badi: Unbedingt!

Im Sommer fragen ausländische Besucher oft, wieso es in der Schweiz immer wieder Badis gibt, wo entweder nur Frauen schwimmen dürfen oder wo Männer zu einem Teil der Liegeflächen kei-



nen Zutritt haben. Die simple Antwort: Weil es eine grossartige Idee ist. Wer das einen alten Hut findet, hat genug Badis zur Auswahl, wo man nebeneinander liegen und baden kann. Die etwas kultiviertere Antwort: Weil es sich in den meisten Fällen um Badeanstalten handelt, die vor 1930 gebaut wurden. Damals wurden Männer und Frauen aus den Gründen getrennt, die jeder vermutet: Es sollte keinesfalls zur Versuchung durch Promiskuität kommen. Die erste Schweizer Badi ohne Abschränkungen war das Strandbad Diepoldsau, das 1931 eröffnet wurde. Es erregte im In- und Ausland Aufsehen. Meines Wissens sind alle danach gebauten Badis hierzulande ohne Trennschranken. Allenfalls hat die eine oder andere eine Liegefläche nur für Frauen. Geblieben sind einige wenige pure Frauenbadis und, in noch geringerer Zahl, solche, die nur Männern offenstehen.

Das Freibad Schanzengraben, von allen nur «Zöpfliabadi» genannt, ist Frauen untersagt. Es ist die einzige Badi in Zürich, wo sich orthodoxe Juden und ihre Söhne abkühlen dürfen. Wie in Schulen und Synagogen verlangen orthodoxe Rabbis auch beim Baden rigide Trennung von Männern und Frauen. «Zöpfliabadi» heisst sie wegen der Zapfenlocken orthodoxer Juden. Warum heterosexuelle Männer, die einem weniger strengen Glauben angehören, in eine Badi ohne Frauen wollen, muss ein Mann beantworten.

Mir ist in reinen Frauenbadis ein wenig langweilig. Eine gemischte Badi mit Frauenabteil hingegen ist perfekt. Denn man kann je nach Tagesform entscheiden, wohin man sich legt. Fühlt man sich unternehmungslustig und in Form? Wären ein paar Männerblicke angenehm? Ab ins Gemisch! Hat man vom gestrigen Abendessen einen Blähbauch und möchte Bikini tragen, ohne den Atem anzuhalten? Will man den baren Busen bräunen, fühlt aber grad keinen Funken Exhibitionismus in sich? Rauf auf die Frauenterrasse! Besser kann es einem in der Badi nicht gehen.

«Ich würde eher mein *Weltwoche*-Abonnement kündigen als meine Gönnerschaft der Rega aufgeben.» *Ted Wermüller*



«Auch den Neid muss man sich erst erarbeiten»: Rega-Übung.

Professionell in allen Bereichen

Nr. 32 – «Die Rega verliert ihr Gütezeichen»; Christoph Landolt über die hohen Löhne bei der Schweizerischen Rettungsflugwacht

Zu Ihrer Berichterstattung über die Rega kann ich Ihnen mitteilen, dass ich eher mein *Weltwoche*-Abonnement kündigen als meine Gönnerschaft der Rega aufgeben würde. Was den Vergleich mit Bundesratslöhnen betrifft: Es stimmt, bei der Rega wird in allen Bereichen professionell und effizient gearbeitet. Aber was hat doch der erste Präsident des Stiftungsrats, Dr. med. h. c. Fritz Bühler, damals einem Journalisten auf seine Vorwürfe geantwortet: «Mein Herr, auch den Neid muss man sich erst erarbeiten.» *Ted Wermüller, Brütten*

Ist die Rega zum Selbstbedienungsladen geworden? Es scheint so. Die Stiftungsräte sind nun gefordert, Ordnung in der Salärstruktur zu schaffen. Die Entschädigungen sind im Vergleich mit ähnlichen Organisationen zu hoch. Der Verzicht auf das Zewo-Gütesiegel ist arrogant. Man scheut die Transparenz. Warum wohl? *Walter Zürcher, Wallisellen*

Höchste Zeit

Nr. 32 – «Strehle in der «Sommeroffensive»»; Philipp Gut über den *Tagi*-Chefredaktor

Dass *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Res Strehle einst ein linksextremer Aktivist und Sympathisant linksextremer Gewalttäter war, intensive

Kontakte auch in die gewalttätige Szene pflegte und gar selber an illegalen Aktionen teilgenommen hat, war zwar bekannt, allerdings nur Insidern. Öffentlich gemacht hat es Schritt für Schritt erst die *Weltwoche*, und das nur aufgrund öffentlich zugänglicher Dokumente. Was wirklich war, weiss im Grunde niemand, denn Res Strehle deckt punkto seiner problematischen Vergangenheit seine Karten nicht auf.

Das irritiert. Selbst ehemalige prominente rechtsextreme Aktivisten sind über die Bücher gegangen und haben ihre unrühmliche Vergangenheit offengelegt: mit dem Bekenntnis, sich seither von solchen Ideen gelöst zu haben. Strehle tut's nicht. Und so weiss der Leser einer der grössten Schweizer Tageszeitungen noch heute nicht, ob deren Chefredaktor immer noch derart linksextrem denkt wie einst oder nicht. Liest man den *Tagi*, kommt man diesbezüglich manchmal schon ins Grübeln.

Es wäre höchste Zeit, dass Res Strehle – nur schon aus Fairness gegenüber seinen Lesern und sämtlichen Abonnenten des *Tages-Anzeigers* – reinen Tisch machte, statt nur seine Kritiker und Zweifler zu diffamieren. Selbst der Schweizer Presserat kann nicht verhindern, dass er sonst von seiner nicht eben rühmlichen linksextremen Vergangenheit eingeholt wird. Das dürfte über kurz oder lang selbst dem Tamedia-Verleger Pietro Supino zu denken geben. *Roland Burkhard, Bern*

Res Strehle, dem Gutmensch-Mimen, stünde es gut an, hinzustehen und einfach zu sagen:

«Okay, das war dumm und daneben.» Es wäre die halbe Rehabilitation. Es wird zu spät sein. Zeitpunkt verpasst. Chance vertan. Aber offenbar fühlt man sich an der Werdstrasse noch immer unantastbar. Strehle entledigte sich längst des Kampfmittels Hausbesetzung und Handschelle, er hat sich in der Burg auf der Kommandobrücke hinter die ungemein effektiveren Kanonen geschrieben. Von dort feuert er zuweilen tagelange, mitunter vergiftete Salven auf seine politischen und ideologischen Gegner, zusammen mit seinen ergebenen Redaktionsadlaten. Die Frage, die sich stellt: Wer befeuert die Zündschnur? Er selbst oder sogar der schützende Burgherr?

Martin Schwizer, Busswil

Armutszeugnis

Nr. 32 – «Frau Professorin, es ist vollbracht»; Beda M. Stadler über die Feminisierung der deutschen Sprache

Für alle Sprachpolizisten und ordnungspolitisch Korrekten sei einmal festgehalten: Es ist schon ein Armutszeugnis für die eigene Sexualität, wenn man lieber als Neutrum durchs Leben gehen will. Andere Sprachen als Deutsch zeigen selbstredend mehr Lebensfreude in ihrem Ausdruck: *Bonjour à tous et à toutes!*

Leo Freyer, Basel

Sind die Triebfedern menschlichen Verhaltens zusammengefasst weiterhin Neugier, Sex und Macht, so ist der traditionelle emanzipatorische Geschlechterkampf keineswegs vorbei. Denn ändert sich die Priorität dieser Stimulanzien dem Lebensalter entsprechend, so sind Frauen spätestens nach dem Klimakterium noch lange nicht am Ziel. Im Gegenteil. Es wird dannzumal immer spürbarer, dass die Emanzipation bei der Gleichberechtigung nicht haltmacht, sondern Vorherrschaft anstrebt – wie es der Machttrieb verlangt, und das Spiel begänne von Neuem, einfach mit umgekehrten Vorzeichen, es sei denn, es setzt sich rechtzeitig die Erkenntnis durch, dass der Mensch kraft seiner Veranlagung nach Macht strebt, was die Emanzipation seiner beiden Geschlechter für die Zukunft hinfällig werden liesse. *Felix Gerber, Wiesendangen*

Es geht hier um Gender-Mainstreaming, womit sich Uno, OSZE, Europarat, Unesco, die USA und die EU befassen. Die Nationalstaaten setzen es dann um. Man kämpft für die Auflösung der Geschlechtsidentität von Mann und Frau und die Auflösung von Ehe und Familie. Man führt einen Kampf gegen angebliche Homophobie und Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung und gegen Islamophobie. Mädchen müssen werken, und Knaben dürfen sich als Prinzessinnen verkleiden. Mädchen lernen, sich zu prügeln und mit Kränen zu spielen, während man den Jungs

Puppen und Kosmetikkörbe gibt. Noch nicht erreicht wurde, dass Mädchen beim Pinkeln stehen. Jegliche sexuelle Orientierung sei gleichwertig mit der Paarbeziehung Mann-Frau. Mit weltweitem Umerziehungsprogramm à la DDR trichtert man uns ein, dass jeder Mensch ohne Geschlecht auf die Welt komme, erst das Umfeld präge seine sexuelle Orientierung. Um solchen Schwachsinn endlich zu beenden, sollten die staatliche Förderung des Gender-Mainstreamings und die Unterstützung der mit diesen Zielen identischen Nichtregierungsorganisationen sofort gestoppt werden. Dagegen braucht es ein Familien-Mainstreaming. Feministische Professorinnen, auch feministische Theologinnen, müssen schleunigst entlassen werden; sie verschleudern nur Steuergelder und erbringen keinerlei Mehrwert. Die verschrobene Weltansicht der Feministinnen aktiviert unsere Behörden, totalen Unsinn zu propagieren wie die Ersetzung von Vater und Mutter durch Elter 1 und 2 und mit einer angeblich geschlechtsneutralen Kunstsprache.

Peter M. Linz, Büsserach

Was die Armee leistet

Nr. 32 – «Typisch Bauernbürokrat»; Peter Bodenmann über Bundespräsident Ueli Maurer

Herr Bodenmann hat wahrscheinlich vergessen, was die Schweizer Armee für ihn und die Briger geleistet hat. In der Armee 61 war es üblich, dass Politiker jeglicher Parteizugehörigkeit bei irgendwelchen Anlässen regional von Helikoptern der Armee abgeholt und an ihre Bestimmungsorte transportiert und zurückgeflogen wurden. Zu dieser Zeit war Herr Bodenmann Nationalrat und Präsident der SP Schweiz und hat von dieser Dienstleistung

profitiert. Und was war 1993, als die Saltina beim damaligen Hotel «Couronne» in Brig über die Ufer ging? Ein Geb S Bat des Zürcher Geb Inf Rgt 37 war zur Stelle und half den Brigern bei den Aufräumarbeiten und war gleichzeitig für die Sicherheit und Bewachung des Eigentums verantwortlich. «Der Undank ist eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen wären» (Goethe). Benno Blatter, Malix

Der Unterschied zwischen Bodenmann und Maurer ist, dass Maurer Bundesrat geworden ist! Gery Obrist, Kaiseraugst

Landwirtschaft vs. Asylwesen

Nr. 32 – «Landwirtschaft noch viel teurer»; Silvio Borner über Agrarsubventionen

Silvio Borner rechnet vor, dass die Landwirtschaft in der Schweiz mit rund 3,7 Milliarden Franken subventioniert wird. Dass nochmals Kosten von 2,5 Milliarden für die Konsumenten dazukommen, ist für die Schweiz mit überdurchschnittlich hohen Löhnen und hohen Preisen normal. Man kann nicht beides haben: durch Protektion hohe Löhne kassieren und zu Weltmarktpreisen einkaufen. Borner ist bei seiner Darstellung einseitig: Er führt nur volkswirtschaftliche Kosten der Subvention auf, aber keine positiven Nebenwirkungen. Hier ein Beispiel: Wegen der Subventionen gibt es mehr bäuerliche Familien. Diese haben durchschnittlich mehr Kinder, die sozial kompetent sind und früh lernen, Verantwortung zu übernehmen. Sie liegen in den wenigsten Fällen dem Staat auf der Tasche, sondern sind Aktivposten für das Gemeinwohl.

Wie Peter Keller in derselben Ausgabe mit seinem Kommentar «Organisierte Asylreisen» vorrechnet, kostet das Asylwesen den Schweizer Bürger gut zwei Milliarden Franken. Also fast so viel wie die Subventionen für die Landwirtschaft. Eine interessante Gegenüberstellung!

Melchior Landolt, Kirchheim unter Teck (D)

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Fussballstadion den vor einem sitzenden Zuschauer höflich bitten, den «Schirm zuzumachen»?

Roland Steinemann, Zürich

Ja. Vorausgesetzt, es gibt trotz Ihrer Anführungszeichen tatsächlich einen «Schirm», mit dem der Typ Ihnen die Sicht versperrt. Sollten Sie damit einen Computerbildschirm meinen, drängt sich die Gegenfrage auf: Was stört Sie daran? Es ist ja nicht Ihr Problem, wenn jemand die Pixel den Penaltys vorzieht. Dritte Variante: Sie legen Ihrem Mitmenschen mit dem Zumachen des Schirmes nahe, das Zeitliche zu segnen, den Löffel abzugeben, ins Gras zu beissen. Warum? Weil er sich weigert, den Schirm zuzumachen? Falls ja, zücken Sie doch einfach Ihr Smartphone und tweeten Sie ein Bild des Idioten auf zig Schirme rund um die Welt. Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.


**CRESTA
PALACE**

Herbstzauber

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub, Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 13. Oktober 2013

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren


das Bergjuwel

Oprah Winfreys Rassismuskeule

Sind die Schweizer rabiate Rassisten und Fremdenfeinde? Nach dem Fall Winfrey und dem Badi-Verbot für Asylbewerber in Bremgarten empört sich die Welt. Auch Schweizer Politiker schlugen Alarm. Doch die These vom angeblichen Rassismus zerschellt an den Fakten. *Von Philipp Gut und Lucien Scherrer*



Nicht ohne meine Handtasche: Oprah Winfrey bei der Premiere des Films «The Butler» am 12. August 2013 in Los Angeles.

Es sei keine gute Woche gewesen für das internationale Image der Schweiz, stellte die *Financial Times* vergangenen Sonntag fest. Eine nette Untertreibung: Was in den letzten Tagen in den internationalen Newsspalten über die Bewohner dieses Landes verbreitet wurde, musste Aussenstehende erschauern lassen. Erst verkündete die schwarze US-Talkmasterin Oprah Winfrey vor Millionen Fernsehzuschauern, sie sei in einer Zürcher Boutique Opfer eines rassistischen Vorfalles geworden. Dann berichteten Medien im In- und Ausland auch noch über die «menschenunwürdige Asylpolitik der Schweiz» (*Spiegel* online), weil die Gemeinde Bremgarten AG Asylsuchenden untersagt hatte, kollektiv die Badi zu besuchen.

Die einst «friedliche Schweiz», folgte das deutsche Magazin *Focus*, erscheine «auf einmal als Heimat von Beton-Köpfen», in denen «Aggressionen» gegenüber Fremden an der Tagesordnung seien. Allerdings konnte sich die Zeitschrift für ihre These «So fremdenfeindlich ist die Schweiz» nicht auf politische Morde an Ausländern berufen, wie das im Fall Deutschland leicht möglich gewesen wäre, sondern nur auf Winfrey, Bremgarten, jammernde Deutsche oder «Schäffchen-Plakate» der SVP. Egal: Auch andere Medien, vom *Blick* bis zum *Independent*, stellten die bange Frage: «Wie rassistisch ist die Schweiz?» Ihre Antwort könnte man so zusammenfassen: Die Lage ist ernst.

Ist die Schweiz tatsächlich ein Hort von Fremdenfeinden? Wer die Schweizer Asylpolitik mit der Praxis europäischer Länder vergleicht, kommt zu anderen Schlüssen (Artikel S. 22). Und auch der «Fall Winfrey» ist bei näherer Betrachtung nicht dazu angetan, die These von den rassistischen Schweizern zu belegen, im Gegenteil. Was vor einigen Wochen in der Edelboutique Trois Pommes genau vorgefallen ist, wissen bis heute nur Winfrey und die (italienische) Verkäuferin. Die Amerikanerin behauptet, die Angestellte habe ihr eine 35 000 Franken teure Tasche aus Krokodilleleder nicht zeigen wollen, weil diese für sie – als Schwarze – zu teuer sei. Die Verkäuferin bestreitet das und spricht von einem Missverständnis.

Aussage steht also gegen Aussage. Doch selbst renommierte Medien wie der *Spiegel* oder die *Süddeutsche Zeitung* hielten es nicht für nötig, die Fakten zu überprüfen und die angebliche Täterin anzuhören. Stattdessen übernahmen sie begierig die Version der schwerreichen, exzentrischen Showmasterin. So schrieb die *Süddeutsche* salbungsvoll über Winfreys TV-Auftritt: «Sie sieht gelassen aus. Kann über die Situation lachen.»

Und das, so die Botschaft, trotz allem, was ihr angetan wurde! Dass Winfrey in Paris und New York bereits ähnliche «Vorfälle» erlebt haben will – in Paris wurde sie beim Täschlikauf angeblich ebenfalls diskriminiert –, machte niemanden hellhörig. Ebenso wenig, dass sie sich offen darüber beschwert hatte, in

Zürich nicht erkannt worden zu sein, obwohl sie im «full Oprah Winfrey gear» herumspaziert sei. Winfreys Version wurde auch in der Schweiz kritiklos aufgegriffen. Umso hemmungsloser wurde auf die Verkäuferin eingedroschen. Eine «dumme» Person sei das, sagte Ex-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) dem *Focus*, während sich der Schweizer Tourismusverband bemüsstigt fühlte, der Welt mitzuteilen, er «schäume vor Wut» über «diese Person», und sich bei Winfrey in vorauseilendem Gehorsam entschuldigte. Auch die gediegene *NZZ am Sonntag* hielt es für angebracht, die Verkäuferin zu belehren: «Hautfarbe und Herkunft sagen nichts über die Solvenz aus.»

André Loembe, Vizepräsident einer Gruppe «gegen anti-schwarzen Rassismus», forderte in der *Tribune de Genève* gar ein Tribunal: «Diese Verkäuferin müsste angeklagt und verurteilt werden für das, was sie getan hat.» Beweise, dass die Frau schuldig ist? Für Loembe, der angeblich gegen Vorurteile und Vorverurteilungen kämpft, offensichtlich unnötig. Bei Rassismussvorwürfen, so scheint es, liegt die Beweisspflicht beim Angeklagten.

«Beliebtes Ziel für Schadenfreude»

Mittlerweile hat Winfrey ihre Vorwürfe relativiert («Es tut mir leid, dass die Sache so aufgebauscht wurde», sagte sie in einem Interview, es sei nur um «eine einzelne Person» gegangen). Gleichzeitig verdichten sich die Hinweise, dass sie bloss Aufmerksamkeit erregen

Was genau passiert ist, wissen wir zwar nicht. Aber rassistisch sind die Schweizer trotzdem.

wollte für ihren Film «The Butler», der sich um Rassismus dreht. Während Schweiz Tourismus zurückgekrebt ist und sich erneut entschuldigt hat, diesmal für die impulsive «Wut», köcheln einheimische Medien und Politiker das Thema weiter, nach dem Motto: «Was genau in der Boutique passiert ist, wissen wir zwar nicht. Aber rassistisch sind die Schweizer trotzdem.»

So erklärt SP-Nationalrat Andreas Gross gegenüber der *Weltwoche*, dass die Schweizer Gesellschaft jetzt die Quittung dafür bekomme, dass sie «immer wieder in einen rassistischen Tenor» ver falle, vor Abstimmungen oder im Umgang mit Asylbewerbern: «Die Welt reagiert derart sensibel, weil wir uns so viele Fehler geleistet haben.» Sprich, wenn die Bevölkerung nach Gross' Gusto abgestimmt hätte, gäbe es auch kein derartiges Theater um Winfrey. Dabei sind die «sensiblen» Reaktionen der Welt heuchlerisch. Wie der Politologe Michael Hermann kürzlich im *Tages-Anzeiger* zu Recht festgehalten hat, bringt «die direkte Demokratie Unbehagen auf den Tisch, das

andernorts unter dem Deckel bleibt». Ob Beobachter aus anderen Ländern immer noch auf die «bösen» Schweizer zeigen könnten, wenn in ihren Ländern über Minarette oder strengere Asylgesetze abgestimmt werden könnte, darf jedenfalls bezweifelt werden.

Doch wenn politische Erklärungen nicht reichen, wird halt auf historisch-kulturelle «Beweise» zurückgegriffen. So erklärte der in der Schweiz wohnhafte Buchautor Diccon Bewes gegenüber *Le Matin*, dass die Schweizer rassistischer seien als andere. Denn: «Da die Schweizer keine Kolonien hatten, waren sie auch nicht mit dunkelhäutigen, andersgläubigen Immigranten konfrontiert.» Wenn das stimmen würde, wären Briten, Franzosen und Amerikaner die besten Antirassisten der Welt.

Eine gewagte These, der auch die Präsidentin der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR), Martine Bruntschwig Graf (FDP), widerspricht: «Es gibt in der Schweiz nicht mehr Rassismus als anderswo», sagt sie, «aber als selbsternannter Hort der Menschenrechte ist die Schweiz ein beliebtes Ziel für Schadenfreude.» Im Fall Winfrey zeigt sich selbst die dauerbesorgte EKR «erstaunt», wie Medien die Rassismussvorwürfe ungeprüft weiterverbreiteten. «Das war kein seriöser Journalismus mehr», sagt Bruntschwig Graf, «man hat nichts kontrolliert.» Dabei spreche alles dafür, dass es um Winfreys gekränktes Ego – ausgelöst durch fehlende Beachtung in Zürich –, und nicht um realen Rassismus gegangen sei. Das findet Bruntschwig Graf gar nicht gut: «Mit ihren Vorwürfen hat Frau Winfrey den Rassismus banalisiert.»

Oft war es allerdings die EKR selber, die leichtfertig zur Rassismuskeule griff und «Diskriminierungen» aller Art ortete. So versucht sie seit Jahren, legitime demokratische Entscheide wie die Ausschaffungs- und Minarett-Initiative ins Zwielficht zu rücken. Daneben unterstützt die Kommission Beratungsstellen, die gezielte Aktionen der Polizei gegen nigerianische Drogendealer als «rassistische Vorfälle» taxieren. Ein Schuft, wer die hysterisch anmutenden Reaktionen im Fall Winfrey auch auf diese Verdachtskultur zurückführt.

Schwarzbuch des imaginären Rassismus

Sicher ist: Das Muster eines vorschnellen Verdachts, gepaart mit einer weltweit zelebrierten Empörung über die fremdenfeindlichen Schweizer, wiederholt sich mit unschöner Regelmässigkeit. Und wie auch jetzt mussten politische Kampagnen, die es in anderen Ländern mangels direkter Demokratie nicht gibt, als Belege für eine rassistische Veranlagung der Bevölkerung herhalten. Dabei haben sich die «Vorfälle», die noch einiges dramatischer daherkamen als das aktuelle «Täschli-Gate», ausnahmslos als falsch erwiesen.

1 — Die zerkratzte Brasilianerin. Die Horrornachricht verbreitete sich im Februar 2011 bis

In Holland gibt's Haft statt Badi-Verbote

Ein Vergleich mit anderen europäischen Staaten zeigt: Die Schweiz behandelt Asylbewerber grosszügig. *Von Markus Schär*



Einladend: Asylunterkunft im Kanton Bern.

Kaum ein Land nimmt so viele Asylsuchende auf wie die Schweiz. Dabei liegt sie inmitten von Ländern, mit denen sie gemäss dem Dublin-Abkommen korrekt zusammenarbeitet: Dieses legt fest, dass Asylsuchende nur in einem Land ein Gesuch stellen können. Eigentlich sollten also gar keine Asylbewerber auf dem Landweg in die Schweiz kommen. Vor allem Italien betrachtet sich – gemäss Aussagen von Justizministern – aber nicht als Asyl-, sondern als Transitland. Es schickt die Migranten, die sich über das Mittelmeer wagen, deshalb einfach weiter.

Die Schweiz gilt bei den Asylsuchenden als eines der attraktivsten Zielländer, das zeigen die Zahlen. Auf 1000 Einwohner kommen in Spanien 0,1 Asylgesuche, in Deutschland und Italien 0,6, in den Niederlanden 0,7 und in Frankreich 0,8 – in der Schweiz aber 2,5. Einen höheren Wert weist nur Schweden mit 3,2 Asylgesuchen pro 1000 Einwohner auf. So hielten sich Ende Juni 20 523 Asylsuchende in der Schweiz auf, dazu kamen 22 240 vorläufig Aufgenommene, die zwar nicht als Flüchtlinge nach Gesetz gelten, aber (angeblich) nicht in ihre Heimat zurückkehren können. Die Schweiz zählt also einen Asylsuchenden (gemäss engerer Definition) pro

332 Einwohner. Der Durchschnitt in Europa liegt bei 625 Einwohnern.

Das heisst: Die Schweizer Asylpolitik zieht Migranten an und schreckt sie nicht ab, wie es Kritiker behaupten. Es trifft zwar zu, dass die Schweizer in den letzten dreissig Jahren die Asylgesetze mehrmals verschärften. Sie sind aber auch die Einzigen, die darüber abstimmen können: «Die direkte Demokratie bringt Unbehagen auf den Tisch, das andernorts unter dem Deckel bleibt», sagt der Politologe Michael Hermann. Bei der Auseinandersetzung mit dem Asylproblem bewies das Schweizer Stimmvolk immer Augenmass. Die umstrittensten Fragen der jüngsten Verschärfung waren die Aufhebung des Asylgrunds Desertieren (eritreische Deserteure, die zu Tausenden kommen, dürfen aber in der Schweiz bleiben, weil ihnen Strafen drohen) und die Abschaffung des Botschaftsasyls, das kaum ein Land mehr gewährt (die Asylbewerber in der Schweiz können aber weiterhin ihre Familien via Botschaft nachziehen).

Raubzüge sind an der Tagesordnung

In Ländern, die einen besseren Ruf geniessen als die Schweiz, wie Dänemark, Norwegen oder die Niederlande, verschärfte das Volk die Asylpolitik, indem es die Regierungen abwählte. Norwegen führte ein «Crash-Verfahren» ein, gemäss dem Asylbewerber aus sicheren Ländern innert 48 Stunden abgelehnt werden, und bot den Abgewiesenen keinerlei Nothilfe mehr. Dänemark sperrte Asylbewerber mit negativem Entscheid in einem geschlossenen Lager ein, wo sie nicht mehr mit ihren Familien zusammenleben konnten. Und die Niederlande – das Vorbild für den aktuellen Umbau des Schweizer Asylsystems – führen vier grosse Zentren, und wer auf dem Luftweg ins Land kommt, bleibt während des ganzen Verfahrens auf dem Flughafen Schiphol in Haft. Diese Staaten denken nicht daran, Asylbewerber über das ganze Land zu verteilen und ihnen dieselben Rechte zu gewähren wie den Einwohnern – Konflikte wie in Bremgarten kann es also gar nicht geben.

Für das Unbehagen gegenüber den Asylbewerbern gibt es gute Gründe. Seit dreissig Jahren macht die Bevölkerung auch kleiner Schweizer Gemeinden die Erfahrung, dass Drogendealer auf den Schulhausplätzen stehen – vorwiegend Asylbewerber, die zuerst aus Sri Lanka kamen, dann aus Ex-Jugoslawien, jetzt zumeist aus Afrika, vor allem aus Staaten wie

Nigeria, aus denen gar keine Flüchtlinge kommen sollten. Seit dem arabischen Frühling hat sich das Problem mit der Kriminalität weiter verschärft. An Brennpunkten wie Chur oder Rorschach ist es gar ausser Kontrolle geraten: Täglich kommt es zu Autoaufbrüchen, Ladendiebstählen, Raubzügen, sogar bewaffneten Überfällen. «Die Wut der Bevölkerung ist nachvollziehbar», sagt Thomas Müller, der Stadtpräsident von Rorschach. Die ablehnende Haltung gegenüber Asylbewerbern beruht nicht auf Vorurteilen, sondern Erfahrung.

Auch die «echten» Flüchtlinge beeinflussen das Bild kaum positiv. Gut 28 000 anerkannte Asylanten leben im Land – in der grossen Mehrheit von der Sozialhilfe. Die in den letzten fünf Jahren Aufgenommenen, welche die Statistik erfasst, arbeiten nur zu 19 Prozent, weil viele von ihnen über keinerlei Ausbildung, Berufserfahrung und Sprachkenntnisse verfügen und sich auch nicht darum bemühen. «Bei Personen aus Eritrea stellen wir eine grosse Abneigung gegen Integrationskurse fest», sagt Müller. «In Wohnquartieren führt ihr Auftreten gelegentlich zu massiven Spannungen: Schweizer und integrierte Ausländer fühlen sich im eigenen Land fremd.» Die Kleinstadt am Bodensee kämpft also mit Rassenproblemen – doch diese gehen von den Zuwanderern aus, die frei werdende Wohnungen an Eritreer aus anderen Gemeinden vermitteln und sich so im eigenen Getto einrichten.

Alles gegeben, nur keine Perspektive

Bisher konnte die Schweiz aber offene Auseinandersetzungen mit Flüchtlingen vermeiden, im Gegensatz zum Musterland Schweden. Das Land nahm seit den neunziger Jahren 100 000 Flüchtlinge aus dem Balkan und gar 120 000 aus dem Irak auf – und gab ihnen Wohnungen und Sozialhilfe, aber keine Perspektive: Die Mehrzahl lebt ohne Arbeit und Ausbildung in Quartieren, in die sich die schwedische Polizei nicht mehr traut und in denen das islamische Recht der Scharia gilt.

Das schwedische Modell ist gescheitert. Das zeigte sich im Frühling dieses Jahres, als in den Grossstädten Unruhen ausbrachen. Der tunesischstämmige Autor Jonas Hassen Khemiri schrieb deshalb der Justizministerin Beatrice Ask einen offenen Brief: Der Dunkelhäutige schlug der Weissen vor, sie solle für einen Tag in die Haut des anderen schlüpfen. So könne sie den Rassismus gegen nichtweisse und nichtblonde Leute erleben, der in Schweden allgegenwärtig sei.

nach Brasilien. Paula Oliveira sei in Zürich von Skinheads überfallen und schwer verletzt worden, berichtete die News-Kette *O Globo*. Die Brasilianerin sei schwanger gewesen und habe wegen des Überfalls Zwillinge verloren. Die Täter hätten Oliveira die Buchstaben «SVP» auf den Leib geritzt. Die Abkürzung stehe für die grösste Partei der Schweiz, die mit aggressiven Plakaten «gegen Immigranten» Stimmung mache, erklärten die Journalisten den brasilianischen Lesern. Damit war ohne weitere Belege eine Ursachenkette konstruiert, die den Gewaltakt in einem breiten politischen Umfeld verankerte. Die Schweizer, ein Volk von Rassisten. Da brauchte man sich nicht zu wundern, wenn sie solch abscheuliche Gewaltakte verübten.

Die haarsträubende Geschichte hatte nur einen Haken: Sie war frei erfunden. Oliveira ist weder von Skinheads malträtiert worden, noch war sie schwanger, wie spätere Untersuchungen ergaben. Die Ritzwunden hatte sich die psychisch labile Lügnerin selber mit einem Küchenmesser zugefügt.

2 — Das Dielsdorfer Kettensägenmassaker. Am 9. Oktober 2007 berichtete die *Washington Post* über eine «grässliche Attacke» auf einen Afrikaner («Schweizer Wut auf Ausländer kocht über»). Der Fall sollte die These illustrieren, dass es einen dramatischen «Anstieg von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus» gebe. Auch diese Schreckensnachricht ging um die Welt. Der Vorfall ereignete sich am 1. Mai, kurz vor zwei Uhr nachts, in der McDonald's-Filiale Dielsdorf. Zwei Männer hätten Antonio da Costa, der nach Feierabend das Lokal reinigte, mit einer Kettensäge schwer verletzt, so die *Washington Post*. «Wir brauchen keine Afrikaner in unserem Land. Wir bringen dich um!», hätten die maskierten Täter geschrien.

Dazu brachte die Zeitung ein SVP-Wahlplakat. Wiederum zogen die ausländischen Journalisten Schnellschlüsse: «Der entsetzliche Angriff auf den Afrikaner unterstreicht die Bedeutung des Rassenthemas in einem rauen Wahlkampf.» Bloss: Auch dieses Schreckensszenario erwies sich als Hirngespinnst. Die Ermittlungsbehörden gingen von einer Abrechnung im Drogenmilieu aus. Weil da Costas Aussagen unglaubwürdig waren, stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren im Herbst 2008 ein. Was einen überbordenden Rassismus belegen sollte, offenbarte in Wirklichkeit den fahrlässigen Journalismus eines Weltblatts und die Macht der Antidiskriminierungslobby.

Denn auf die Geschichte gestossen hatte die amerikanischen Journalisten der Verein SOS Rassismus, der von der Stadt Zürich subventioniert wird. Die Leiterin der Organisation, eine gelernte Sozialarbeiterin, lieferte der *Washington Post* die vorurteilsgerechten Sündenböcke auf dem Silbertablett. «Sie sagt,

dass die politische Rhetorik [der SVP, die Red.] jene Aggression anheizt, die zum Kettensägen-Angriff geführt hat», schrieb die Zeitung. Dass ihre Berichte komplett falsch waren – darüber verlor sie im Nachhinein kein Wort.

3 — «Rassismus» im Toggenburg. Ähnliche Mechanismen des Generalverdachts und der voreiligen Beschuldigung spielen auch in der Schweizer Medienlandschaft. Im Jahr 2005 erhitze der sogenannte Fall Unterwasser die Gemüter, auch und besonders in Redaktionsstuben. Anonyme rassistische Anwürfe gegen einen Arzt und seine dunkelhäutige Frau brachten das halbe Toggenburg in Verruf. Der

Schon Vorbehalte gegenüber dem politischen Islam gelten als diskriminierend.

Chefredaktor des *St. Galler Tagblatts* nannte den wahren Schuldigen, bevor die Vorfälle aufgeklärt waren: «Da geht ein Unkraut auf, das mit anderem Saatgut gestreut wurde», schrieb er – und meinte damit einmal mehr die SVP.

Auch hier lagen die Fakten anders, als es sich die medialen Schnellrichter ausmalten. Täterin war eine unbescholtene Frau, die wie Paula Oliveira psychisch krank war und sich nicht anders zu helfen wusste als mit fingiert rassistischen Attacken auf die Familie des Arztes, dem sie hoffnungslos verfallen war. Es ging um seelische Abgründe, nicht um Politik.

4 — Der Fall Jorge Gomez. In der Nacht auf den 13. November 1988 wurde Jorge Gomez, dunkelhäutiger Tänzer aus Rio de Janeiro, bei einem Fest in Zürich von einem neunzehnjährigen Skinhead und Heimzögling aus dem Welschland eine Treppe hinuntergestossen. Zwei Monate später starb er. Der tragische Todesfall mobilisierte Hunderte «gegen die rassistische rechte Gewalt». Das Phänomen war damals neu für die Schweiz: Meldungen über Attacken Rechtsextremer gab es bis anhin praktisch nur aus dem Ausland. Schon damals flogen TV-Reporter aus Übersee ein, um über die angeblich ausser Kontrolle geratene Fremdenfeindlichkeit zu berichten. Doch Gomez, so stellte ein Gutachten der Universität Zürich fest, starb nicht an den Folgen des Sturzes, sondern an Aids.

Das unaufgeregte Fazit der skandalisierten Rassismus-Fälle kann nur lauten: viel Lärm um nichts. Journalisten, Lobbyisten, Politiker reden und schreiben herbei, was es offensichtlich nicht gibt: ein ernstzunehmendes Schweizer Rassismus-Problem. Das zeigt auch die Statistik. «Hierzulande fällt der Rechtsextremismus seit geraumer Zeit kaum mehr durch Gewalttaten auf», schreibt der Nachrichtendienst des Bundes im «Lagebericht 2013». Ein

viel grösseres Problem, das freilich nie den Eingang in die internationale Presse findet, ist der gewalttätige Linksextremismus. Für das Jahr 2012 verzeichnet die Datenbank 229 links-extreme Ereignisse, gegenüber bloss 46 im rechtsextremen Bereich.

Die öffentliche Wahrnehmung, geschürt und gelenkt von einseitigen bis wahrheitswidrigen Berichten, deckt sich also nicht mit den Zahlen und Fakten. Doch in souveräner Nichtbeachtung der wahren Verhältnisse loten Soziologen und Politologen wie Sandro Cattacin und Hanspeter Kriesi, üppig ausgestattet mit Steuergeldern, Rechtsextremismus und Rassismus aus – während sich keine Forscherseele für den gefährlicheren Linksextremismus interessiert. Allein der Nationalfonds hat für ein einziges Programm zum Rechtsextremismus in der Schweiz vier Millionen Franken verteilt.

Obwohl rassistische Übergriffe ein absolutes Randphänomen sind und in der Schweiz kaum vorkommen, versuchen die Wissenschaftler der Bevölkerung weiszumachen, sie sei notorisch fremdenfeindlich. Neuerdings gelten schon begründete Vorbehalte gegenüber dem politischen Islam als diskriminierend und menschenfeindlich. Professoren machen Politik, indem sie unter dem Stichwort «Rechtspopulismus» die grösste Partei des Landes und ein Drittel der Wählerschaft pauschal für «xenophob» erklären.

Die Lebensrealität der Schweizer ist eine andere. Der Ausländeranteil ist hierzulande so hoch wie sonst kaum irgendwo – ohne dass es zu nennenswerten Zwischenfällen oder gar zu Ausschreitungen käme, wie in London oder Paris. Die Weltoffenheit der Schweizer schlägt sich nicht zuletzt im eindrücklichen Anteil binationaler Ehen nieder. Jede zweite Eheschliessung erfolge heute zwischen einem Schweizer und einer Ausländerin (oder umgekehrt), sagte Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) am letzten Freitag.

Es ist bezeichnend: Auch jetzt ist es Medien und Mahnern trotz fiebriger Suche nicht gelungen, robuste Fälle von Fremdenfeindlichkeit ans Licht zu bringen. Die *Aargauer Zeitung* weiss zwar von einem «perfiden, alltäglichen Rassismus» zu berichten, der sich in «abschätzigen Blicken» äussere, allerdings ohne konkrete Beispiele zu nennen. Der *Blick* wiederum fand eine deutsche Mutter, die sich darüber beschwerte, dass ihre Kinder in der Schule als «Hitler» beschimpft würden (als ob Schweizer Kinder nicht ähnlichen Spott ertragen müssten); der *Landbote* schliesslich spannte die schwarze Sängerin Renée Rousseau aus Winterthur als Kronzeugin ein. Deren schlimmstes Erlebnis: «An der Fleischtheke des Supermarkts kommt es ab und zu vor, dass jemand anders vor mir bedient wird, obwohl ich schon dastand.» Sage noch einer, Rassismus sei kein alltägliches Problem. ○

Frau Zaki braucht wieder Sozialgeld

Seit Jahren narrt der pakistanische Millionär und Waffenhändler Ali S. die Fürsorge und die Justiz. Sozialarbeiter aus dem Quartier wollten dem verurteilten Betrüger das Handwerk legen. Doch die zuständige Zürcher Sozialbehörde stellt sich quer – und zahlt wieder. *Von Alex Baur*



Absehbare Publizität: Stadtrat Martin Waser.



Im Zweifelsfall zahlen: Koni Loepfe.



Alles beim Alten: Sozialbetrüger Ali S..

Besonders raffiniert ist Ali S. nicht – nur dreist. Als der Pakistaner mit Schweizer Pass im Januar 2012 wegen Sozialbetrugs im Umfang von einer halben Million Franken in Zürich vor Gericht stand, räumte er offen ein: «Meine Frau hat mich auf Betreiben des Sozialamtes abgemeldet, aber ich wohne trotzdem weiterhin bei meiner Familie.» Die Trennung, die er gerichtlich bewirkt hatte, sei eine reine Formalie. Er gedenke nicht, zu Hause auszuziehen.

Diese Formalie ist insofern von Belang, als das Sozialdepartement der Stadt Zürich – damals noch unter der Leitung von Monika Stocker (GP) – bereits im Sommer 2007 alle Zahlungen an den Fürsorgemillionär gestoppt hatte. Auslöser war ein Bericht der *Weltwoche* (Nr. 26/07, «Frau Zaki braucht ein Dienstmädchen») gewesen. Anfang 2008 gaukelte eine parlamentarische Untersuchung der Öffentlichkeit zwar vor, im «Fall Zaki» sei alles sauber gelaufen. Doch kurz nach der Veröffentlichung des Persilscheins erstattete Stocker Strafanzeige gegen Ali S. – den Betrüger, dem die *Weltwoche* das Pseudonym «Zaki» gegeben hatte.

Im Frühling 2008 musste Stocker allen Vertuschungsmanövern zum Trotz demissionieren. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* bekam die Familie Zaki allerdings bereits im Sommer 2008, nachdem etwas Gras über die Affäre gewachsen war, unter der Führung von Stockers

Nachfolger Martin Waser (SP) wieder Sozialhilfe. Offiziell ging das Geld allerdings nun nicht mehr an Ali S., sondern an seine pro forma von ihm getrennte Frau und die vier gemeinsamen Töchter. Am 1. Dezember 2011, also kurz vor dem (öffentlichen) Prozess gegen Ali S., wurden die Zahlungen wieder eingestellt. Offenbar scheute man in Wasers Departement die absehbare Publizität.

Immerhin gibt es auch eine gute Nachricht in dieser trüben Geschichte: Die Zakis lebten nicht nur als Fürsorgebezüger auf grossem Fuss, sie kamen auch in all den Jahren, in denen sie auf Sozialhilfe verzichten mussten, erstaunlich gut über die Runden; sie sind nicht verelendet und mussten auch nie Hunger leiden. Die Familie wohnt nach wie vor in ihrer grosszügigen und modernen Zürcher Stadtwohnung. Frau Zaki und ihre vier Töchter sind wohl auf, wie sich der Schreibende anlässlich einer Visite vergewissern konnte. Doch die Familie Zaki mag einfach nicht auf den Zustupf des Sozialamtes verzichten (im Jahr 2006 waren es 9121 Franken pro Monat, Kinderkrippe und Putzfrau inklusive).

Im Februar 2013, also rund ein Jahr nach seiner Verurteilung, stellte Ali S. alias Herr Zaki bei den Sozialen Diensten erneut einen Antrag auf finanzielle Unterstützung. Das Ansinnen wurde vorerst abgelehnt. Doch inzwischen ist

Herr Zaki über Umwege wieder einmal an sein Ziel gelangt. Der Vorgang ist etwas komplex. Doch er ist einer genaueren Analyse würdig, denn er zeigt exemplarisch, wie sich mit Hilfe von Advokaten unser Sozial- und Rechtsstaat in sein Gegenteil pervertieren lässt.

Schadenersatz für ein Panzergeschäft

Dass gegen den Sozialbetrüger Zaki überhaupt ein Verfahren eröffnet wurde, ist allein den Whistleblowerinnen Margrit Zopfi und Esther Wyler zu verdanken, die seinen Fall Anfang 2007 via *Weltwoche* publik machten. Wie aus amtlichen Unterlagen hervorging, wusste das Sozialamt längst, dass Herr Zaki alias Ali S. regelmässig (und auch mal mit Familie) nach Pakistan reiste und über ein repräsentatives Auto samt Parkplatz verfügte. Ein Blick ins Handelsregister zeigte, dass der Teppich- und Waffenhändler geschäftlich aktiv war. Doch beim Zürcher Sozialdepartement wurden diese Hinweise auf Betrug ignoriert. Stattdessen bewilligte das Amt Frau Zaki sogar die Einstellung eines Dienstmädchens. Bemühungen um eine Arbeit sind nirgends dokumentiert.

Wie sich anlässlich des Prozesses vor Bezirksgericht vor gut einem Jahr herausstellte, hatte Ali S. allein zwischen 2002 und 2007 von der Arbeitslosenkasse und der Sozialhilfe

543 666 Franken ergaunert. Die Ermittlungen von Staatsanwältin Sabine Tobler (SP) ergaben, dass Ali S. im selben Zeitraum über Stroh männer mit der pakistanischen Armee Geschäfte im Umfang von mindestens 2,8 Millionen Franken abgeschlossen und mit seiner Firma Tep-Tex einen Bruttogewinn von 1,841 Millionen Franken erzielt hatte. Auf den diversen Bankkonten des Sozialbezügers lagerten total 936 549 Franken. Zürcher Sozialdetektive fanden in Pakistan diverse Immobilien, die auf Ali S. oder seine Frau registriert sind.

Ali S. und seine ständig wechselnden Anwälte torpedierten Toblers Ermittlungen immer wieder mit allen erdenklichen Tricks. Dem Pakistaner, der 1978 als angeblicher Flüchtling in die Schweiz eingewandert war, kamen plötzlich all seine Deutsch- und Englischkenntnisse abhanden, worauf alles auf Urdu übersetzt werden musste. Wegen angeblicher Erkrankungen, die allesamt durch amtsärztliche Untersuchungen widerlegt wurden, mussten immer wieder Einvernahmen verschoben werden. Ali S. bestritt prinzipiell alles und behauptete, lediglich als Strohmann für unbekannte Dritte als Inhaber der Konten und Liegenschaften fungiert zu haben. Zehntausende von Franken, die er über seine Kreditkarten bezog, rechtfertigte er als Spesenbezüge für angebliche Geschäfte, die aber nie zustande gekommen sein sollen. Zu guter Letzt drehte er den Spiess um und forderte drei Millionen Franken Schadenersatz für ein Panzergeschäft, das ihm wegen der Untersuchungshaft entgangen sei.

Das Urteil des Bezirksgerichtes Zürich fiel mit 24 Monaten Gefängnis bedingt erstaunlich milde aus. Was jedem Laien offenkundig erscheint, muss in der abstrakten Welt der Juristerei erst lückenlos nachgewiesen werden. Und das ist gerade bei internationalen Waffengeschäften oft unmöglich, zumal der vermeintliche Strohmann Ali S. selber gerne mit Stroh männern operierte. Selbst wo der Mann nachweislich mit Millionenumsätzen Millionengewinne erzielte, so ist dem Urteil zu entnehmen, sei nicht erwiesen, dass die Erträge auch bei Ali S. verblieben seien. So schrumpfte der Deliktsbetrag – in dubio pro reo – am Ende auf «lediglich» rund 200 000 Franken.

Im letzten Februar wies das Zürcher Sozialzentrum den Antrag von Ali S. alias Herrn Zaki auf Wiederaufnahme der Sozialhilfe ab. In der Folge schaltete der mittlerweile rechtskräftig verurteilte Sozialbetrüger über das Internetportal www.gratisinserate.ch eine Annonce, in der er unumwunden eine Pro-forma-Adresse (damit seine «Post empfangen und ins Ausland weiter geleitet» wird) suchte und auch fand. Am 16. April liess sich Zaki erneut gerichtlich von seiner Frau trennen, tags darauf meldete er sich bei seiner neuen Briefkastenadresse an der Ferdinand-Hodler-Strasse im feinen Zürcher Quartier Höngg an. Nun

war die Bahn frei für die Ehefrau, einen neuen Antrag auf Sozialhilfe zu stellen.

Doch die Leitung des Sozialzentrums Albrisriederhaus, wo man die Familie Zaki bestens kennt, mochte sich nicht länger narren lassen und wies das Gesuch mit Entscheid vom 4. Juni 2013 ab. Bei einem unangekündigten Hausbesuch hatte ein Sozialarbeiter festgestellt, dass Herr Zaki nach wie vor bei seiner Familie lebte. Nachforschungen an der Scheinadresse ergaben, dass der angeblich mittellose Waffenschieber dort Teppiche im Wert von

Die Familie Zaki erhält wieder Sozialgeld und kann erst noch auf Staatskosten prozessieren.

200 000 Franken einlagern wollte. Und selbst wenn man ihm glaubt, dass er sich im zweiten Anlauf – entgegen seiner Ankündigung – effektiv von seiner Frau getrennt hat, wäre Herr Zaki, wie jeder andere Mann in Scheidung, gegenüber Frau und Kindern unterhaltspflichtig.

Doch nun trat die Zürcher Rechtsanwältin Ursula Sintzel in Aktion, die notabene sowohl Herrn wie auch Frau Zaki vertritt. Sintzels Rekurs an die von Amtsvorsteher Martin Waser präsi dierte Zürcher Sozialbehörde war gemäss Insidern ein voller Erfolg. Die so genannte Einzelfallkommission unter der Leitung von

Stellungnahme

Gemäss einer Stellungnahme der Sozialen Dienste und der Sozialbehörde der Stadt Zürich stand beim Entscheid, die Familie des verurteilten Sozialbetrügers Ali S. wieder finanziell zu unterstützen, das Wohl der Kinder im Vordergrund. Aufgrund der Akten sei «nicht zweifelsfrei erwiesen, dass sich das Ehepaar S. nur zum Schein getrennt» habe. Die Unterstützungsleistungen an Frau S. und ihre vier Töchter würden in einem reduzierten Umfang rückwirkend auf den 19. 4. 2013 ausgerichtet, sie seien vorderhand bis Ende September begrenzt und mit diversen Auflagen verbunden. So werde abgeklärt, ob Ali S. zu Unterhaltsleistungen veranlasst werden könne. «Vom Grundsatz her wäre es Frau S. zumutbar», eine Arbeit aufzunehmen, die Realisierbarkeit sei allerdings fraglich, da die Pakistanerin kaum Deutsch spreche. Von Ali S. habe man nie Bemühungen um eine geregelte Arbeit verlangt, weil man zur fraglichen Zeit aufgrund seiner IV-Teilrente davon ausgegangen sei, dass er gar nicht arbeitsfähig sei. «Im Nachhinein betrachtet», hätte man aber «anders handeln sollen». (axb)

Koni Loepfe (SP) – Loepfe gilt als Verfechter der Stocker-Doktrin («Im Zweifelsfall Augen zu und zahlen, und Zweifel gibt es immer») – hiess den Rekurs gut und gewährte Frau Zaki zudem unentgeltlichen Rechtsbeistand.

Im Klartext heisst dies: Die Familie Zaki erhält wieder Sozialgeld (in unbekanntem Umfang) und kann erst noch auf Staatskosten prozessieren. Wie aus dem Amt durchsickerte, sollen selbst hartgesottene Sozialarbeiter empört sein. Vor allem auch bei den Sozialdetektiven soll der Entscheid der Sozialbehörde mehr als nur Kopfschütteln ausgelöst haben. «Man fragt sich schon, ob man in Zukunft noch riskante Ermittlungen im Ausland tätigen will», erklärt ein Insider, «wenn am Schluss doch alles beim Alten bleibt.»

An die IV abgeschoben

Derweil ist bereits die nächste Eiterblase am Platzen. Wie Staatsanwältin Sabine Tobler auf Anfrage der *Weltwoche* bestätigt, läuft inzwischen ein weiteres Strafverfahren gegen Ali S. alias Herrn Zaki. Diesmal geht es um Betrug zu Lasten der Invalidenversicherung (IV). Details mochte Tobler keine preisgeben. Gemäss Akten aus dem Sozialamt, die der *Weltwoche* zugespielt wurden, gehen die Ermittlungen auf die Jahre 2006 und 2007 zurück. Damals bemühte sich Herr Zaki mit Unterstützung von Anwälten des Zürcher Sozialdepartements um eine IV-Rente. Das Phänomen ist bekannt: Sozialämter frisieren ihre «Erfolgsbilanz», indem sie renitente Klienten an die IV abschieben. Das zahltsich auch für die Fürsorgebezüger aus, da sie ihre Einkünfte dank grosszügigen Ergänzungsleistungen steigern können. Zudem entfallen die im Gesetz theoretisch vorgeschriebenen Bemühungen um eine Arbeit.

Wie aus den Akten des Sozialamtes hervorgeht, erfolgte der Antrag an die IV mit Unterstützung eines gewissen Dr. René Maire in Männedorf. Im Sommer 2006 bekam Ali S. die gewünschte Rente zugesprochen, allerdings nur zu 44 Prozent. Umgehend wurde er beim Amt für Zusatzleistungen (AZL) angemeldet. Dort geriet das Geschäft allerdings in die Hände des Sachbearbeiters Richard V., der sich standhaft dagegen wehrte, dem Waffenhändler Ergänzungsleistungen zu gewähren. Zu Recht, wie wir heute wissen.

Der widerspenstige Beamte Richard V. wurde wenig später aus dem Amt gemobbt (*Weltwoche* Nr. 18/10, «In der Sexismus-Falle»). Nach einem langwierigen Prozess musste ihn die Stadt Zürich inzwischen für die missbräuchliche Entlassung entschädigen. Doch wie Margrit Zopfi und Esther Wyler hat auch Richard V. von der Stadtverwaltung nie eine Anerkennung dafür erhalten, dass er sie vor einem noch grösseren Schaden bewahrte. Fürsorgemillionär Zaki alias Ali S. ist der Einzige, der bislang aus dieser Geschichte als Sieger hervorging. Fortsetzung folgt sicher. ○

Kohlers Seilschaft aus den Bergen

Ernst Kohler, Chef der gemeinnützigen Stiftung Rega, rechtfertigt sein Topmanager-Salär mit seinem angeblichen Marktwert im freien Wettbewerb. Tatsache ist: Bei den hochdekorierten Luftrettern herrscht ein alpiner Beziehungsfilm. Loyalität ist wichtiger als Kompetenz. *Von Christoph Landolt*



Hang zur Intransparenz: Rega-Chef Kohler.

Wie viel verdienen die Chefs der Schweizerischen Rettungsflugwacht? Darauf erhielten Gönner und Spender bisher keine Auskunft. Nachdem die *Weltwoche* (Nr. 32/13) enthüllt hatte, dass die Rega das Zewo-Gütesiegel verliert, welches den einwandfreien Umgang mit Spendengeldern garantieren soll, wurde der Ruf nach Transparenz übermächtig. Am Mittwochabend gewährte der sichtlich nervöse Rega-Chef Ernst Kohler «10 vor 10» einen rudimentären Einblick in seine Lohnbezüge: rund 440 000 Franken plus 13,6 Prozent variablen Bonus, also eine halbe Million.

Mehrere interne Quellen halten daran fest, dass die Summe näher bei den gerüchteweise früher schon erwähnten 600 000 Franken liegen dürfte. Der Widerspruch könnte bei den diversen Extras liegen, zu denen Kohler bislang keine Stellung genommen hat, die unter Managern aber als üblich gelten. Gemeint sind

steuerfreie Spesenpauschalen, die sich schnell auf einige zehntausend Franken zusammenlappern, oder Kohlers Audi A6, dessen Leasingraten die Rega bezahlt. Weiter bezahlt die Rega ihren Kadern Pensionskassenbeiträge, die deutlich über den üblichen Ansätzen liegen (16 Prozent statt 9,5 Prozent), was weiteren 49 000 Franken entspricht. Damit er sich mit 62 Frühpensionieren lassen kann, bezieht Kohler bereits jetzt Beiträge an die sogenannte Überbrückungsrente. Sämtliche Fragen der *Weltwoche* zu diesem Thema blieben unbeantwortet.

Ein Angebot, in einem Interview oder in einem eigenen Beitrag seine Sicht der Dinge darzulegen, lehnte Kohler «zum jetzigen Zeitpunkt» ab. Auch Stiftungsratspräsident Ulrich Graf, dessen 90 000 Franken für ein 20-Prozent-Pensum den Argwohn der Zewo geweckt hatten, wollte sich nicht äussern. Am Wochenende liess Graf ausrichten, dass er es künftig

für nur noch 15 000 Franken machen wird. Interne Quellen gehen davon aus, dass der Präsident ohne Absprache mit seinem CEO handelte, der nun ziemlich einsam im Regen steht.

Während sich Graf aus der Schusslinie zog, gab sich Kohler in der *Schweiz am Sonntag* kämpferisch bis trotzig: «Mir ist wohl bei diesem Lohn.» Wenn die Rega gute Ärzte und gute Piloten haben wolle, stehe sie im Wettbewerb mit Kantonsspitalern oder der Airline Swiss, so die Begründung. Glaubt man Kohler, ist die Rega eine Airline in einem knallharten Wettbewerb, die mit Spitzenlöhnen ihre Spitzenleute bei der Stange halten muss, sofern sie ihre legendäre Qualität nicht aufs Spiel setzen will.

Tatsache ist: Bei den Piloten bezahlt die Rega seit je sehr gute Löhne, die rund ein Drittel über dem Niveau der Konkurrenz liegt. Bei den Ärzten sind die Saläre etwas bescheidener, vergleichbar mit Assistenzarztgehältern in

Spitälern. Wie aber sieht es in der Teppich-etage aus? Kann hier von einem Wettbewerb überhaupt die Rede sein?

Man könnte andersherum fragen: Was hat CEO Ernst Kohler in den sechseinhalb Jahren als Rega-Chef geleistet, das ihn für ein anderes Unternehmen attraktiv machen könnte? Wir haben mit einer ganzen Reihe von Weggefährten, aktiven und ehemaligen Mitarbeitern sowie Stiftungsräten der Rega gesprochen. Das Resultat ist wenig schmeichelhaft: Eigenschaften, die Ernst Kohler zum begehrten Top-Shot in der Privatwirtschaft machen könnten, sind nicht in Sicht. Es erscheint überdies fraglich, ob er überhaupt dem Anforderungsprofil eines Rega-CEO entspricht.

Jüngster Oberst der Armee

Dieser Meinung war vor knapp zehn Jahren sogar der Stiftungsrat der Rega. 2004 suchte

fehlte ihm auch jede Erfahrung als Mediziner oder Pilot. Kohler hatte jedoch zwei grosse Vorteile: Erstens war er unter den Stiftungsräten bereits bestens bekannt – er war einer von ihnen; und zweitens schuldete ihm der Stiftungsratspräsident einen Gefallen.

Zwei Jahre zuvor war es Albert Keller, dem früheren Generaldirektor der Berner Kantonalbank, nicht gelungen, die nötigen Stimmen zusammenzubringen, um zum Rega-Präsidenten gewählt zu werden. Über mehrere Wahlrunden kam es immer wieder zum Patt. Wie verschiedene Quellen versichern, einigten sich darauf Keller und sein Stiftungsratskollege Kohler auf einen Deal: Kohlers Stimme für Präsident Keller, Kellers Stimme für Geschäftsführer Kohler.

Keller schaffte die Wahl. Doch als wiederum zwei Jahre später der Geschäftsleitungsposten zu besetzen war, verweigerte der Stiftungsrat

einer ersten Amtshandlung, deren Symbolik im Klotener Hauptsitz alle verstanden: Er verdoppelte die Fläche seines Büros, indem er die Wand zum Nachbarraum entfernen liess.

Nicht beeindruckt von der forschen Art des Neuen liess sich das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl), das bei der Rega immer ein gewichtiges Wort mitredet. Das Amt verlangt strikte Gewaltentrennung. So darf zum Beispiel der Leiter des Flugbetriebs nicht gleichzeitig für die Wartung der Maschinen verantwortlich sein.

Dass Kohler, der das Fliegen nur als Passagier kennt und nicht einmal die in allen fliegerischen Belangen fundamentale englische Sprache beherrscht, Flugbetriebsleiter werden wollte, akzeptierten die zuständigen Beamten nicht. Kohler intervenierte deshalb mit Briefen beim Bazl-Chef. Schliesslich einigte man sich darauf, dass der Flugbetriebsleiter-Posten

KSP

Vortritt beim Spezialisten.

Wir sind auch die Krankenversicherung der Schweiz, weil wir unsere Verbindungen für Sie einsetzen. Mit FAST TRACK vermitteln wir Ihnen in kurzer Zeit den Zugang zu ausgewählten Spezialisten in unseren Partnerkliniken. 0844 80 81 82 oder www.die-krankenversicherung.helsana.ch

Helsana
Die Krankenversicherung der Schweiz.

die Rega nach der Pensionierung des legendären Luftrettungspioniers Hans-Peter Kurz ein neues Geschäftsleitungsmitglied. Zu den Kandidaten gehörte der damalige Kommandant des Militärflugplatzes Meiringen BE: Ernst «Aschi» Kohler. Der damals 41-jährige gelernte Elektriker hatte eine lange Karriere als Berufsmilitär hinter sich. Seit seinem 25. Lebensjahr arbeitete der Meiringer für die Luftwaffe. Stolz nannte er sich den jüngsten Oberst der Armee.

Als Flugplatzkommandant verdiente Kohler gemäss Reglement (Lohnklasse 28/29) rund 170 000 Franken im Jahr. Er hatte das Bergführerpatent und war im Schweizerischen Alpenclub (SAC) engagiert. In zwei Semestern erwarb er an einem St.Galler Institut einen Betriebswirtschaftsabschluss. Fazit: Kohler hatte zwar einiges vorzuweisen – der Traumkandidat, den die Rega mit einem Topsalär hätte abwerben müssen, war er aber nicht. Einen grösseren Betrieb hatte er nie geleitet, es

Kohler den Posten – er wurde nur Dritter. Gegen den Widerstand des Präsidenten wählte das Gremium Jakob Seitz, der wie geschaffen schien für den Posten: Als früherer Airbus-Kapitän kannte er die komplexen Regeln in der Zivilluftfahrt. Als ehemaliger Swissair-Flottenchef verstand er etwas von komplizierten Beschaffungsprojekten. Der ETH-Ingenieur galt überdies als Technik-Crack.

Doch nach nur eineinhalb Jahren warf Seitz, der bei den Mitarbeitern sehr beliebt war, das Handtuch. Als Grund gab er den Dauerkonflikt mit dem Stiftungsratspräsidenten an. Seitz sei von Keller hinausgeekelt worden, sagen langjährige Rega-Mitarbeiter. Nun schlug die Stunde des Ernst Kohler. Ohne Ausschreibung wurde er gewählt.

Als Erstes wurde Kohler vom Vorsitzenden der Geschäftsleitung zum CEO befördert, der Lohn von 270 000 auf 400 000 Franken erhöht. Wer nun das Sagen hatte, zeigte Kohler mit

an eine andere Person übertragen wird: Heinz Leibundgut, Helikopterpilot bei der Luftwaffe, ein alter Berner Oberländer Dienstkollege Kohlers. «Die Rega musste auf Druck des Bazl organisatorisch Zugeständnisse machen», bestätigt Bazl-Sprecher Urs Holderegger.

Beweismittel unauffindbar

Vier Jahre später zeigte sich den Bazl-Leuten, dass die Bedenken gegenüber Kohler begründet waren: Im Juli 2010 ging einem Piloten, der einen in Bergnot geratenen Mann transportierte, der Treibstoff aus. Kurz nachdem er den Walensee überflogen hatte, flog der Helikopter im Sturzflug auf einen Acker zu und setzte rumpelnd auf. Passagiere und Maschine überstanden das Beinahe-Unglück unbeschadet.

Jede Notlandung muss dem Bazl zwingend und unverzüglich gemeldet werden. Das Luft-

amt erfuhr aber erst im Oktober 2010 durch einen anonymen Hinweis davon. Der Kohler unterstellte Flugbetriebsleiter Heinz Leibundgut wurde umgehend zu einer Stellungnahme aufgefordert. Dieser versuchte, den Fall als Bagatelle abzutun. Der Pilot habe die Triebwerke am Boden abgestellt und somit sei der Treibstoff nicht ausgegangen, gab Leibundgut an. Ausserdem seien die Flugdaten des Helikopters unauffindbar. Das Problem sei jedoch gelöst, weil der fehlbare Pilot entlassen worden sei.

Diese Angaben deckten sich jedoch nicht mit jenen, die dem Bazl zugespielt wurden. Als die Behörde weitere Stellungnahmen verlangte, wollte die Rega nur noch über ihre Anwälte Informationen liefern. In der Aviatik, wo es nicht darum geht, Schuldige zu suchen, sondern Gründe zu finden, um künftige Unfälle zu verhindern, ist das ein unübliches Vorgehen. Bazl-Direktor Peter Müller mahnte schliesslich Rega-Präsident Albert Keller: «Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass die Verweigerung von Zugang oder Auskünften [...] zum Wegfall des Vertrauens [...] und damit zur Einschränkung im Betrieb führen kann.»

Im Dezember 2011 besuchte das Bazl die Rega erneut. Plötzlich kamen nun die vermeintlich unauffindbaren Daten des Helikopters zum Vorschein. Wie die Auswertung zeigte, war Leibundguts Version eine glatte Lüge: Etwa zwölf Sekunden vor dem Aufsetzen des Helikopters war bei beiden Triebwerken simultan die Leistung ausgefallen – folglich war der Treibstoff in der Luft ausgegangen.

Hatten Leibundgut und sein Vorgesetzter Kohler nicht nur «vergessen», den Vorfall zu melden, sondern wollten sie ihn gar aktiv vertuschen? Warum brachte CEO Kohler nicht selber Licht ins Dunkel? Das Bazl habe «keinen Beweis dafür gefunden, dass auf Druck des Managements versucht worden ist, Beweismittel zu beseitigen», erklärt Bazl-Sprecher Holderegger. Kohler und Leibundgut kamen mit einer Busse von je 300 Franken wegen Verletzung der Meldepflicht davon. Leibundgut wurde überdies die Berechtigung entzogen, als Experte Heli-Prüfungen abzunehmen.

Die Busse wurde publik, allerdings blieben die Hintergründe unbekannt. Kohler gelang es, dem eigenen Stiftungsrat eine verharmlosende Darstellung des Vorfalls aufzutischen. Dass der Helikopter nicht in einer kontrollierten Sicherheitslandung zu Boden ging, sondern infolge Spritmangels um ein Haar in den See gestürzt wäre, verschwieg der Rega-CEO dem Gremium, das ihn beaufsichtigen sollte.

Es ist nicht das einzige Mal, dass die Rega-Spitze Vorschriften missachtete. Der *Weltwoche* ist ein weiterer Fall bekannt, von dem das Bazl eigentlich wissen müsste. In der Nacht auf den 23. Februar 2007 wurde bei Arosa eine Basisärztin, die an der Seilwinde hing, gegen einen

Baum geschleudert und erlitt Rippenbrüche und eine Rückenverletzung. Bis heute ist sie deswegen in Behandlung. «Uns wurde kein derartiger Vorfall gemeldet», sagt Bazl-Sprecher Urs Holderegger.

Ist die Rega-Führung aufgrund ihrer Unfähigkeit, Störfälle transparent zu melden, ein Sicherheitsrisiko? Piloten sagen, die traditionell hohen Rega-Sicherheitsstandards seien unter Kohler nicht aufgeweicht worden. Für ihn habe Sicherheit aber nicht oberste Priorität. Anstatt des branchenüblichen «Safety first» gilt unter Kohler die unscharfe Devise «Mission first, safety always» – die Durchführung der Rettung steht an erster Stelle, Sicherheit wird einfach vorausgesetzt. Dies hat Kohler an verschiedenen internen Anlässen verkündet. Immer wieder rechnet er seinen Piloten auch vor, was es die Rega kostet, wenn sie einen Einsatz wegen schlechten Wetters absagen: 3500 Franken. Jede Basis erhält monatlich eine Statistik der abgesagten Flüge. Viele Piloten verstehen dies als Druckversuch, im Zweifelsfall zu fliegen.

Von Chefpilot Leibundgut, der eigentlich die Interessen des Flugpersonals vertreten müsste, kommt dabei kein Widerstand. Die Erklärung ist möglicherweise darin zu finden, dass sich die beiden Berner Oberländer seit Jahrzehnten kennen. Kohler, der im Vorstand des Luftfahrtverbands Aerosuisse sitzt, dankte seinem Kollegen die Treue, indem er dafür sorgte, dass diesem vor einem Jahr eine Auszeichnung als «unermüdlicher Kämpfer für mehr Flugsicherheit und neue Technologien» verliehen wurde. Wenn man bedenkt, dass Leibundgut luftfahrtrechtlich vorbestraft ist, ist dieser Vorgang nicht ohne Ironie.

Oberländer Connection

Drittes Mitglied der «Berner Oberländer Connection» in der Rega ist Andreas Lüthi, ein studierter Maschinen- und Informatik-Ingenieur. Lüthi kennt Kohler aus dem SAC, für den er den Bereich Bergrettung führte. Nachdem sich Schulden in der Höhe von 3 Millionen Franken aufgetürmt hatten, bot sich als rettender Ausweg die Rega an. Die Stiftung Alpine Rettung Schweiz (ARS), an der Rega und SAC zu je 50 Prozent beteiligt sind, ist seither eine faktische Rega-Tochter, ihr Hauptsitz ist ins Rega-Center in Kloten integriert. Nachdem die Überführung erledigt war, wurde Lüthi von Kohler zum Stabschef der Rega ernannt, 2008 wurde er gar Chief Financial Officer (CFO) – obwohl Lüthi keinerlei Erfahrung als Finanzexperte vorweisen kann.

Wie ungeschickt Lüthi ist, zeigt eine Affäre, die erklärt, warum zwischen Rega und TCS heute böses Blut herrscht: Kurz nachdem der Touring-Club die Gründung einer Luftrettungstochter unter dem Namen Alpine Air Ambulance (AAA) bekanntgemacht hatte, tauchte unter der Adresse alpineairambulance.com

eine Schmäheite gegen den TCS auf. Als Halter der Adresse war niemand anders als Rega-CFO Lüthi registriert.

Noch fragwürdiger ist ein anderes Geschäft: Die Neuausstattung des Rega-Center mit Luxus-Möbeln einer Schweizer Spitzenmarke, wie sie im Empfang vieler Wirtschaftskanzleien zu finden sind. Bei der gemeinnützigen und steuerbefreiten Luftrettung stehen die Regale dieser Edelmarke seit einigen Jahren sogar auf dem WC. Die Angaben, wie viel die Rega dafür ausgegeben hat, schwanken zwischen 500 000 und 1,2 Millionen Franken – sicher ist nur, dass Finanzchef Lüthi früher bei dieser Luxusmöbel-Firma tätig war.

Der vierte Berner Oberländer im Gremium ist Jet-Chefpilot Urs Nagel – der Mann, der auf Geheiss seines Chefs eine Abmachung einfüdelte, die mutmasslich gegen das Kartellrecht verstösst. Wie die *Weltwoche* (Nr. 30/13) enthüllte, leiten Firmen, die im Auftrag von Versicherern Repatriierungen organisieren, jede Offerte eines konkurrierenden Luftambulanzunternehmens an die Rega weiter, so dass diese ihren Preis nachbessern kann und die Wettbewerber aus dem Markt verdrängt werden.

Nagel, ein ehemaliger Luftwaffenpilot wurde von seinem Dienstkollegen Kohler geholt, weil sich der vorherige Jet-Chefpilot geweigert hatte, leistungsabhängige Löhne einzuführen – ein in der Aviatik unübliches Unterfangen, da die Leistung schlicht nicht messbar ist. Solange ein Pilot sicher fliegt, kann er nicht besser als seine Kollegen sein. Rega-Piloten beklagen sich denn auch über eine zunehmende Willkür. Lohnrelevant sei am Ende nur noch ein gutes Verhältnis zum Chef.

Die Beispiele zeigen: Bedingungslose Loyalität ist bei der gemeinnützigen Stiftung wichtiger als Kompetenz, Integrität und Transparenz. Die wichtigsten Chargen hat CEO Kohler mit Berner Oberländer Gefolgsleuten besetzt, die er aus dem SAC oder der Luftwaffe kennt. Die Geschäftsleitung wird komplettiert durch Medienchef Sascha Hardegger (ein ehemaliger Sprecher von Eveline Widmer-Schlumpf), Einsatzleiterin Corine Blesi und Chefarzt Roland Albrecht, der nur in einem Teilzeitpensum bei der Rega angestellt ist. Als Arzt auf der Basis St. Gallen war Albrecht so unsicher, dass er vom damaligen Basisleiter nach einigen Wochen nicht mehr aufgeboten wurde, dennoch schaffte er es unter Kohler zum Leiter der medizinischen Abteilung. Auch er gilt als Ja-Sager.

Keines der Geschäftsleitungsmitglieder hat vorher auch nur annähernd so viel verdient wie bei der Rega – und konkurrenzierende Organisationen, welche die Rega-Chefs abwerben könnten, sind weit und breit nicht in Sicht. Wenn CEO Kohler behauptet, die Topmanagersaläre seien nötig, um auf dem Markt mithalten zu können, rechtfertigt er damit nur seine eigenen Bezüge. ○

Rettungsapostel mit Linksdrahl

Die Rega schickt ihren Vizepräsidenten Franz Steinegger vor, um den guten Ruf der angeblich gemeinnützigen Stiftung zu retten. Doch der ehemalige FDP-Präsident verstrickt sich in Widersprüche. Überhaupt werden die Leistungen des hochgelobten Krisenmanagers überschätzt. *Von Alex Reichmuth*

Das Zewo-Siegel weg, der Lohn des CEO ist bekannt, und die Glaubwürdigkeit ist verloren. Für die Schweizerische Rettungsflugwacht läuft es derzeit nicht so, wie sie es gerne hätte. Während Rega-Präsident Ulrich Graf weiterhin schweigt, soll Vizepräsident Franz Steinegger die Rega im Alleingang vor angeblich unverschämten Journalisten retten. Doch Steinegger macht seinen Job nicht gut.

Am letzten Wochenende trat Steinegger in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* zur Verteidigung der Rega an. Gleich zu Beginn musste er allerdings eingestehen, dass er dafür höchstens bedingt der richtige Mann ist. «Dazu sage ich nichts, ich kann nur für mich sprechen», antwortete der Urner Anwalt, auf die stark kritisierten 90 000 Franken Honorar von Rega-Präsident Ulrich Graf angesprochen. Das Vermögen der steuerbefreiten Rettungsflugwacht, das mittlerweile etwa eine Viertelmilliarde Franken beträgt, bezeichnete Steinegger als «nötig». Denn: «Wenn der Gerettete nicht zahlen kann und keine Versicherungsdeckung hat, trägt die Rega die Kosten.» Die jährlichen Zahlungsausfälle der Rettungsflugwacht betragen aber nur etwa 7,5 Millionen Franken – fast nichts im Vergleich zum angehäuften Vermögen.

Steinegger verhedderte sich im Interview in Widersprüche: Als die Befreiung von der Mehrwertsteuer zur Sprache kam, die die Rega für sich einfordert, berief er sich auf das Volk. Dieses solle allenfalls mittels Initiative darüber entscheiden, «ob der Fiskus sich an den Gönnerbeiträgen bereichern darf». Zuvor unternahm die Rega aber alles, damit das Volk nicht erfährt, wie sehr sich ihr Führungskader an den Gönnerbeiträgen bereichert. Weiter behauptete Steinegger, die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt (Suva) sei unter den Schweizer Versicherern nicht der grösste Kunde der Rega – was kaum stimmen kann. Zuletzt bezeichnete der Vizepräsident den aufkommenden Wettbewerb im Rettungsfluggeschäft als «Unsinnswettbewerb» und ergänzte: «Am Ende müsste man bei jeder Rettung über den Preis diskutieren.» Ein erstaunlicher Standpunkt für einen Freisinnigen, der eigentlich für mehr Marktwirtschaft eintreten müsste.

Franz Steinegger ist eine Art Stehaufmännchen. Immer wenn man glaubt, seine Zeit in der Öffentlichkeit sei abgelaufen, taucht er wieder auf. Letzten Juni gab der 70-Jährige seinen Rücktritt als Präsident der Suva auf Ende Jahr bekannt. Eine «Figur, die über Jahrzehnte

die Öffentlichkeit des Landes geprägt hat», gebe ihr letztes Amt von Gewicht ab, kommentierte der *Tages-Anzeiger* wehmütig. Es war eine Täuschung. Steinegger ist wieder da, als Krisenmanager der Rega.

1987 bewältigte er als Leiter des Krisenstabs das Urner Hochwasser. Seither ist Steinegger als Retter in der Not unterwegs – eine Rolle, die ihm sehr behagt. 1999, als die geplante Landesausstellung wegen Misswirtschaft vor dem Scheitern stand, schickte ihn der Bundesrat los, die Expo zu retten. Steinegger richtete mit der grossen Kelle an. Für die Steuerzahler endete das im Debakel: Über eine Milliarde Franken kostete die Landesausstellung den Bund – siebenmal mehr als ursprünglich versprochen.

Image als senkrechter Bergler

Franz Steinegger steht aber immer gut da. Sein urchiger Dialekt und das Image als senkrechter Bergler helfen ihm dabei. Als FDP-Präsident verfolgte er einen etatistischen Kurs: Steinegger war für den EWR-Beitritt, für die Schwerverkehrsabgabe, für die Alpeninitiative, für die kontrollierte Heroinabgabe und für die Rettung der Schweizer Luftfahrt durch den Staat. Die Wähler goutierten das nicht: Während Steineggers Amtszeit sackte der Wähleranteil des Freisinns von 22,9 Prozent auf 19,9

Prozent ab. Doch die Medienschaffenden sehen in ihm bis heute einen mutigen Kämpfer gegen den Neoliberalismus und feiern ihn als «erfolgreichen Politiker».

«Ich habe nie mit einer grundsätzlichen Abneigung gegen den Staat politisiert», sagte der ehemalige FDP-Präsident im letzten Juni der Sonntagspresse. Seinem Linksdrahl wird er bis heute gerecht. Steinegger plädiert für eine Einheitskrankenkasse, für den Ausbau der Bahnen auf Kosten des Staates und für einen europafreundlichen Kurs der Schweiz. «Wir können ohne Verlust an Souveränität einen Schritt auf die EU zumachen», gab er kürzlich zu Protokoll.

Seine zahlreichen Funktionen in monopolähnlichen Institutionen runden das Bild des Staatsfreundes ab. Als Präsident des Verkehrshauses Luzern kämpft Steinegger für möglichst hohe Staatsbeiträge an das Museum. In seiner Doppelfunktion als Suva-Präsident und Rega-Vizepräsident sieht er keinen Interessenkonflikt – obwohl die Unfallversicherung einer der grössten Kunden der Rettungsflugwacht ist. Steinegger verwaltete «subeffiziente sozialpartnerschaftliche und karitative helvetische Strukturen» mit. Das hat einst nicht ein Kritiker aus bürgerlichen Reihen geschrieben, sondern Steineggers Freund, der ehemalige SP-Präsident Peter Bodenmann. ○



Flair für monopolähnliche Institutionen: Jurist und FDP-Politiker Steinegger.

Klassenkampf statt Fakten

In keinem Land geht es den Arbeitnehmern so gut wie in der Schweiz. Trotzdem will die Linke das Wirtschaftssystem umkrempeln. Die 1:12-Initiative operiert mit falschen Zahlen.

Von Peter Keller



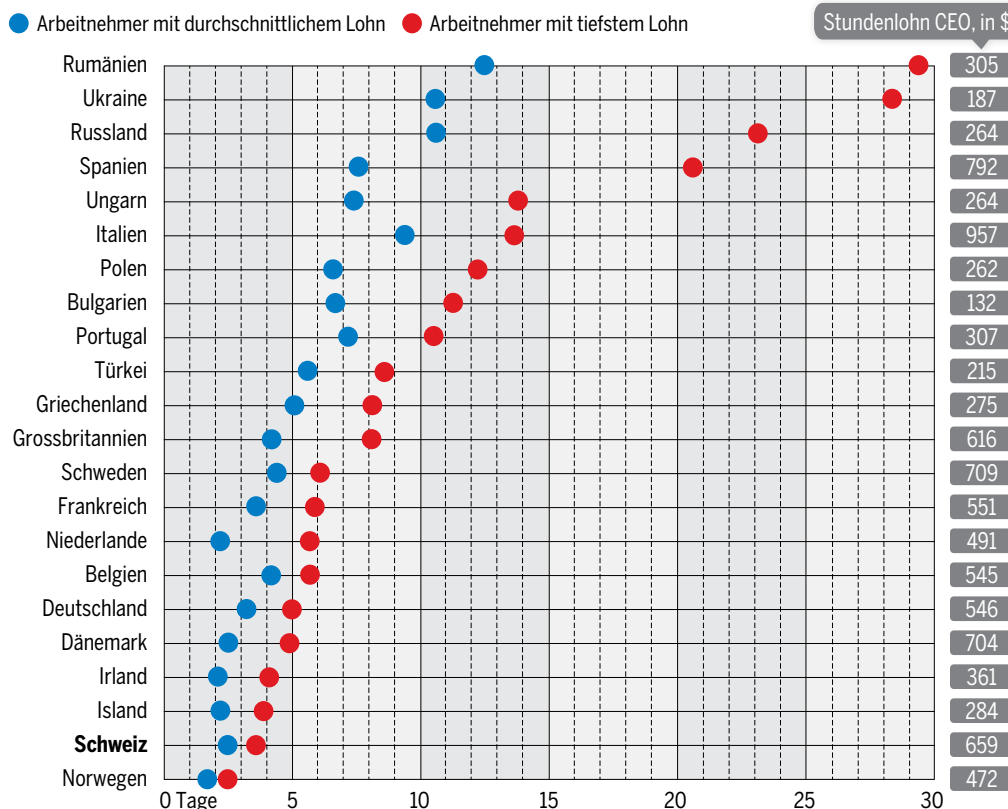
Reichtum stets auf Kosten der unteren Schichten? Fließbandarbeiterin.



«Kartell von Profiteuren»: SP-Präsident Levrat.

Lohnvergleich in Europa

Durchschnittlich benötigte Arbeitstage von Arbeitnehmern, um den Stundenlohn eines CEO zu erreichen



QUELLE: THE ECONOMIST

Skandinavische Verhältnisse: Nur Norwegen hat eine noch kleinere Lohnschere als die Schweiz.

Es herrscht wieder Klassenkampf in der Schweiz. Der Präsident der SP, Christian Levrat, definiert die neu abgesteckten Frontlinien: Es gehe nicht um links und rechts, «sondern um unten und oben». Dazu will er «das kleine Kartell von Profiteuren brechen». Oder, wie sich sein Parteikollege Cédric Wermuth ausdrückt, der «elenden Abzockerei ein Ende bereiten».

Es geht also gegen oben, gegen die «Profiteure» (Levrat) und «Abzocker» (Wermuth), gegen den «Neo-Feudalismus» (SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin). Die linke Kriegsrhetorik läuft sich warm. Und mit einer Initiative will die Nachwuchsabteilung der Sozialdemokraten, die Juso, wieder für mehr Gerechtigkeit sorgen und in der Bundesverfassung festschreiben, wie viel Lohnpolitik sie den Privatunternehmen noch zugesteht: «Der höchste von einem Unternehmen bezahlte Lohn darf nicht höher sein als das Zwölfte des tiefsten vom gleichen Unternehmen bezahlten Lohnes.»

Leidet die Schweiz an einer Lohnschere?

Kein Lohn darf das Zwölfte des tiefsten Lohns überschreiten. Unten gegen oben, Millionen von Normalverdienern gegen das «kleine Kartell von Profiteuren»: Mathematik scheint so einfach zu sein. Aber stimmen auch

die Details, die Grundlagen, die Fakten? Geht die Lohnschere in der Schweiz tatsächlich immer weiter auseinander? Explodieren oben die Einkommen und Vermögen, während alle anderen auf der Strecke bleiben? Findet eine Umverteilung «zu Lasten der Normalsterblichen» statt, wie der frühere Juso-Präsident Wermuth behauptet? Leidet die reiche Schweiz im Vergleich mit anderen Ländern wirklich an einer besonders tiefen Lohnkluft?

Aufschluss gibt ein im britischen *Economist* erschienener Gehaltsvergleich. Die Tabelle (siehe linke Seite) zeigt, wie lange ein Angestellter arbeiten muss, um auf den Stundenlohn seines Chefs zu kommen. Dabei werden zwei Lohnklassen herangezogen: Arbeitnehmer im tiefsten Gehaltsbereich und jene mit einem mittleren Einkommen. Was zunächst auffällt: Entgegen aller klassenkämpferischer Rhetorik befindet sich die Schweiz im untersten Bereich der Tabelle. Neben Norwegen gibt es keine grössere europäische Volkswirtschaft, in der ein Angestellter weniger lang arbeiten muss, um auf den Stundenlohn eines Managers zu kommen als hierzulande.

Thomas Minder stärkt die Eigentümer

Die Schweiz liegt zwischen Norwegen, Island, Dänemark, weist also im Vergleich ein skandinavisches Profil aus, welches unter Linken normalerweise als vorbildlich gilt. Am längsten

lohnsektor verbessern, wenn die obersten Gehälter gedeckelt würden? In Rumänien verdient ein Topmanager in der Stunde die Hälfte seiner Schweizer Kollegen: 305 Dollar. Geht es irgendeinem rumänischen Arbeiter besser, nur weil dort die CEO-Löhne durchschnittlich tiefer liegen?

Zahlen widerlegen Klassenkampf

In den letzten Jahren versteiften sich die wirtschaftspolitischen Debatten in der Schweiz auf ein paar Millionensaläre, die in der Finanz- und Pharmabranche bezahlt werden. Eine Antwort darauf gab das SVP-Fraktionsmitglied Thomas Minder. Aber selbst wenn der äussere Eindruck täuschen mag: Seine «Abzocker»-Initiative arbeitet nicht mit linken Rezepten. Der Schaffhauser KMU-Inhaber möchte bei grossen Börsenunternehmen einzig das Aktionariat, also die Eigentümer, stärken.

Die 1:12-Initiative der Jungsozialisten will exakt das Gegenteil: Sie greift mit staatlichen Mitteln in die Eigentümerrechte ein. Nach Minder kann eine Generalversammlung dem CEO hundert Millionen auszahlen lassen, wenn sie es denn für richtig hält. Es soll künftig nur nicht mehr so leicht möglich sein, dass sich Verwaltungsräte und Manager gegenseitig – und ohne Segen der eigentlichen Besitzer – Millionensaläre zuschaufeln.

päischen Land kann sich ein (durchschnittlicher) Lohnempfänger mehr leisten als in der Schweiz.

Kaufkraftbereinigt steht unsere Volkswirtschaft hervorragend da – und zwar für alle. Auch hier widerlegen die schlichten Fakten die linke Gefühlsökonomie. Buchstäblich nirgendwo auf der Welt können sich Menschen mehr leisten als zwischen Genfer- und Bodensee. Das zeigt die jährliche Vergleichsstudie der UBS. Herangezogen werden die wichtigsten Metropolen, für die Schweiz die ausgesprochen teuren Pflaster Genf und Zürich. Doch trotz hoher Preise kann sich ein Zürcher netto am meisten Güter und Dienstleistungen kaufen. Mehr als ein Bewohner in Sidney, Luxemburg oder Los Angeles, geschweige denn in Peking, Bangkok oder Budapest, wo die bereinigte Kaufkraft gerade mal ein Viertel von Zürich beträgt. Wir mögen über die stolzen Mieten und die teuren Lebensmittel jammern – die hohen Löhne erlauben letztlich einen einzigartigen Lebensstandard.

Leistungsträger werden zu «Profiteuren»

Das liberale Schweizer Wirtschaftssystem hat also nicht versagt, wie der Gewerkschaftsfunktionär Schelbert unkt. Im Gegenteil: Es hat für einen beispiellosen Wohlstand gesorgt. Da die Fakten nicht ins Weltbild passen, wird unver-

Investitionen, bei denen Sie nur eines verlieren können. Ihr Herz.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

schaften müssen ausgerechnet Arbeitnehmer in ehemaligen sozialistischen Staaten wie Rumänien, Ukraine oder Russland. Fast einen Monat muss ein rumänischer Geringverdiener arbeiten, damit er auf den Stundenlohn eines rumänischen Topmanagers kommt – ein Angestellter mit mittlerem Einkommen immerhin fast dreizehn Tage. Ganz anders sieht es in der Schweiz aus. Hier ist ein Bruchteil der Arbeitszeit nötig. Mindestens so überraschend ist: Auch die Lohnschere zwischen Niedrigverdienern und solchen mit mittlerem Einkommen fällt viel geringer aus als in allen anderen Vergleichsstaaten (wieder mit Ausnahme von Norwegen).

Man kann sich durchaus daran stossen, dass ein einfacher Angestellter mehrere Tage arbeiten muss, um auf den Stundenlohn seines Chefs zu kommen. Der Neid nährt sich immer im Vergleich. Aber nochmals: Würde sich die wirtschaftliche Situation im Schweizer Tief-

Als der Nationalrat über die 1:12-Initiative debattierte, erklärte der grüne Gewerkschafter Louis Schelbert, dass die freie Wirtschaft in der Lohnfrage versagt habe: «Deshalb braucht es die Politik.» Sie müsse den sozialen Frieden im Land sichern. Die Initiative würde das «Auseinanderdriften der Löhne», die Öffnung der Lohnschere, wirkungsvoll angehen. Fakt ist: Das bestehende Modell funktioniert. Die Schweiz steht sogar besser da als das gleichheitsversessene Deutschland mit seinen mächtigen Gewerkschaften.

In der linken Mathematik geht Reichtum stets auf Kosten der unteren Schichten. Diesem gefühlten Klassenkampf stehen die nackten Zahlen gegenüber. In der Schweiz verdient das oberste Management sehr gut, in manchen Fällen möglicherweise unanständig viel. Doch basiert dieser Reichtum auf Ausbeutung? Verleendet derweil die Arbeiterschaft? Nicht im Geringsten: In keinem euro-

drossen ein Unten gegen ein Oben propagiert und ein Klassenkampf herbeigeredet, der nun tatsächlich den sozialen Frieden gefährdet. Wenn die SP jeden Leistungsträger zum «Profiteur» und jeder Manager zum «Abzocker» erklärt, wird ein wirtschaftsfeindliches Klima geschaffen, das eben diesen Volkswohlstand gefährdet.

Never change a winning team, heisst es im Sport. Warum also ein erfolgreiches Wirtschaftssystem auf den Kopf stellen? Kaufkraftbereinigt steht die Schweiz weltweit an erster Stelle. Nirgendwo kann sich ein Arbeitnehmer mehr leisten als hierzulande. Und trotz einzelner Manager mit exzessiven Gehältern: Tatsache ist, dass in der Schweiz auch Geringverdiener im Verhältnis mehr bekommen als in fast jedem anderen Land Europas. Das weiss die Schweizer Linke: Darum verbreitet sie lieber klassenkämpferische Wirtschaftsesoterik und operiert mit falschen Zahlen. ○

Der Burka-Jäger aus dem Tessin

Giorgio Ghiringhelli will die Burka im Tessin verbieten lassen, um fundamentalistische Muslime abzuschrecken. Wer ist der ehemalige Journalist aus Losone und selbsternannte «Spielverderber», der stolz darauf ist, wenn ihn Kritiker «islamophob» nennen? Von Lucien Scherrer



«Den Knochen gebe ich nicht mehr her»: Giorgio Ghiringhelli.

Ein Burka-Verbot im Tessin? Die Idee scheint etwa so naheliegend, wie wenn der Kanton Baselland das Heliskiing verbieten würde: Südlich des Gotthards leben zwar rund 6000 Muslime, doch Frauen, die ihren Körper bis auf die Augen verschleiern, gibt es nach grosszügigen Schätzungen eine Handvoll; dazu kommen einige Touristinnen, die jeweils im Schlepptau reicher Araber die Schmuckläden von Lugano und Locarno leer kaufen. Trotzdem werden die Tessiner Stimmbürger am 22. September über eine Initiative entscheiden, welche das Ganzkörperkostüm mit Sehschlitz verbieten lassen will. «Niemand», heisst es im Initiativtext, soll «in den öffentlichen Plätzen und Strassen das eigene Gesicht verschleiern oder verbergen».

Hinter dem Vorhaben steckt Giorgio Ghiringhelli, ein ehemaliger Journalist und parteiloser Politiker aus Losone. Von seinem Gesetz wären auch Hooligans und Demonst-

ranten betroffen, die ihr Gesicht verhüllen. Doch Ghiringhelli geht es klar um die Burka – weshalb seine Initiative inoffiziell «iniziativa anti-burqa» heisst. «Dieses Stück Stoff ist ein Symbol für die Unterdrückung der Frau, für die Verachtung der Gleichstellung durch fundamentalistische Muslime», sagt er, «wer so etwas trägt, soll zurück nach Hause oder einen Psychiater aufsuchen.» Ghiringhelli sitzt auf der Veranda seines Hauses in Losone, braungebrannt, krauses weisses Haar und ein grauer Seehund-Schnurrbart, der ihm etwas Komödiantisches verleiht. Der sechzigjährige könnte hier, wo bestenfalls jaulende Motorsägen den sozialen Frieden stören, ein geruhames Leben führen – mit seiner Frau, vier Katzen und einer Herde Zwergschildkröten.

Aber das kommt für den Tessiner nicht in Frage. Denn er sieht Europas Demokratien bedroht – von fundamentalistischen Muslimen.

«Überall, wo sie die Mehrheit haben, verbieten sie den Alkohol, zwingen ihren Frauen den Schleier auf, leben nach ihren eigenen Gesetzen und drangsalieren Glaubensgenossen, die sich integrieren wollen», sagt er, «man sieht das ja in Vorstädten von London, Paris oder Brüssel.»

Seit dem 11. September 2001 – seinem Erweckungserlebnis in Sachen Islam – hat Ghiringhelli Dutzende Bücher und Hunderte Artikel gelesen. Daneben studiert er den Koran, einige Suren über den Umgang mit Ungläubigen kennt der bekennende Atheist auswendig. Optimistisch hat ihn das Studium nicht gestimmt: «Den Erklärungen von Muslimvertretern, dass der Islam eine friedfertige Religion sei, glaube ich nicht mehr.»

Dass Burkas und Islamisten im Tessin bestenfalls ein Randphänomen sind, spielt für

«Den Erklärungen, dass der Islam eine friedfertige Religion sei, glaube ich nicht mehr.»

Ghiringhelli keine Rolle. «Es ist gescheitert, die Stalltüre zu schliessen, bevor die Ochsen ausgebrochen sind», zitiert er ein Tessiner Sprichwort, «mir geht es um Prävention.» Mit seiner Initiative will Ghiringhelli fundamentalistische Muslime davor abschrecken, sich überhaupt in seiner Heimat niederzulassen. Geht sein Plan auf, werden die Tessiner den Anstoss geben für ein schweizweites Verschleierungsverbot. «Ich hoffe, dass Politiker in anderen Kantonen nachziehen», sagt Ghiringhelli, «vielleicht lanciert jemand auch eine nationale Volksinitiative.» Dazu fehlte ihm selbst nämlich das Geld – und eine Partei.

«Islamophober Populist»

Die Chancen, dass die Tessiner die Burka am 22. September verbieten werden, sind durchaus real. Bereits die Minarett-Initiative wurde im Tessin mit dem dritthöchsten Stimmenanteil der Schweiz angenommen (68,1 Prozent). Und als Ghiringhelli vor zwei Jahren Unterschriften für seine Burka-Initiative sammelte, unterschrieben innerhalb von zwei Monaten mehr als 11000 Bürger, was im Tessin über 5 Prozent der Stimmberechtigten entspricht. Daneben ist es dem Einzelkämpfer gelungen, renommierte Politiker aller Couleur mit ins Boot zu holen, darunter alt Regierungsrätin Marina Masoni (FDP), Ex-Grossrätin Iris

Canonica (SP) und Nationalrat Lorenzo Quadri (Lega dei Ticinesi).

Selbst das Tessiner Kantonsparlament, der Grossrat, hat den Vorstoss im April äusserst wohlwollend aufgenommen. Warnungen der Linken, dass ein Burka-Verbot die betroffenen Frauen noch stärker isolieren werde, fanden kein Gehör. So lehnte der Rat die Initiative zwar ab, stellte ihr aber einen Gegenvorschlag zur Seite, der sich inhaltlich kaum unterscheidet. Allerdings soll das Verhüllungsverbot nicht auf Verfassungs-, sondern auf Gesetzesebene erlassen werden, was Ghiringhelli zu wenig weit geht – fürchtet er doch, dass das Verbot nachträglich mit Ausnahmeregelungen verwässert wird. Und Ausnahmen will er keine dulden, nicht einmal für kauffreudige Touristinnen.

Tourismusverbände und Bijouterien werden darüber kaum erfreut sein. Daneben gibt es auch prinzipielle Bedenken gegen Ghiringhelli und seinen «Kreuzzug» (*20 minuti*). Der Schwulenaktivist Sandor Marazza aus Losone bezichtigte ihn kürzlich in einem Leserbrief, ein «islamophober Populist» zu sein. Für den Präsidenten der Liga der Muslime im Tessin, Gasmi Slaheddine, ist Ghiringhelli gar eine «persona vuota», wie er kürzlich erklärte, eine überflüssige Person, die es nicht wert sei, dass man mit ihr diskutiere.

Aufstieg einer Nervensäge

Ist Ghiringhelli ein Populist? Oder gar ein paranoider Spinner, den man besser ignoriert? Um zu begreifen, was ihn antreibt, muss man das politische Phänomen Ghiringhelli verstehen. Alles beginnt Anfang der neunziger Jahre, als die junge Bürgerbewegung Lega dei Ticinesi um Giuliano Bignasca die alte Tessiner Parteienherrschaft der Liberali und Radicali (FDP) sowie Popolari (CVP) aufmischt. Mit ihrem Kampfblatt *Il Mattino della Domenica* enthüllen die *leghisti* reale, manchmal auch vermeintliche Skandale der «Partitocrazia». Das gefällt Ghiringhelli, der damals als Journalist für den *Corriere del Ticino* und das liberale Blatt *Il Dovero* schreibt: «Der Auftritt der Lega hatte etwas Befreiendes, es gab mir Mut, mich einzumischen.»

Gelegenheit dazu bekommt er 1995, als das Tessin bei den Nationalratswahlen von einem Skandal erschüttert wird. In jenem Jahr lassen sich die Stimmzettel im Gegensatz zu früher nicht mehr so falten, dass die Listennummern bei der Stimmabgabe verdeckt werden. Womit das Wahlgeheimnis nur auf dem Papier gewahrt wird. Für Ghiringhelli ist klar, warum: Lega-Wähler wie er sollen von der Stimmabgabe abgeschreckt werden. «Damals war eine Hexenjagd gegen die Lega im Gang», erzählt er, «ihre Anhänger verloren in einigen Fällen ihre Jobs, und wer in der Bar den *Mattino* las, hüllte ihn besser in eine andere Zeitung.»

Ghiringhelli sieht sich durch die auffällige Wahlbeteiligung bestätigt – und legt eine

Nichtigkeitsbeschwerde beim eidgenössischen Parlament ein, mit dem Ziel, die Wahl wiederholen zu lassen. Damit kommt er zwar nicht durch. Doch eine parlamentarische Kommission unter SP-Nationalrat Helmut Hubacher weist die Tessiner Behörden an, die Wahlunterlagen künftig sorgfältiger zu gestalten.

Es ist ein moralischer Sieg, der den Journalisten ermutigt, in die Politik einzusteigen. 1996 wird er als Unabhängiger auf der Liste der Lega ins Gemeindeparlament von Losone gewählt. Dort gilt er schon bald als *rompiballe*, als Nervensäge, die anderen auf die Eier (*balle*) geht. Denn er deckt die Gemeinderegierung, den *Municipio*, mit Vorstössen ein und enthüllt ihre Mauscheleien. So kann er nachweisen, dass die Gemeinde den Sohn des Bürgermeisters in einem Landstreit finanziell begünstigen wollte. Oder er deckt auf, dass die Baufirma eines *Municipale* eine illegale Abfalldeponie betreibt. «Ich bin journalistisch vorgegangen», erzählt er, «habe erst Beweise gesammelt, bevor ich an die Öffentlichkeit gegangen bin.»

Stammgast beim Bundesgericht

Um sich Gehör zu verschaffen, vertreibt Ghiringhelli eine Art Schülerzeitung, die er augenzwinkernd *Il Guastafeste* («Der Spielverderber») nennt, eine Anspielung auf seinen Ruf als *rompiballe*. Da zwei FDP-Gemeinderäte die erste Nummer gleich gerichtlich verbieten wollen (allerdings vergeblich), findet der *Guastafeste* sogleich reissenden Absatz. Und Ghiringhelli, der im Rat mal mit diesen, mal mit jenen paktiert – «links oder rechts, das war mir immer egal» –, erklärt *Guastafeste* zu seiner eigenen politischen Bewegung. Diese feiert einige Wahlerfolge, bleibt aber meist eine Ein-Mann-Show, die dem Establishment immer wieder schmerzhaft Nadelstiche versetzt.

2002 trifft es die Tessiner Anwälte und Notare, die ihre Tarife in Eigenregie festsetzen und damit jeglichen Wettbewerb unterbinden. Ghiringhelli lanciert eine Initiative für liberalisierte Tarife – und gewinnt, obwohl ihn viele für *pazzo* (verrückt) erklärt hatten, die Pfründe der mächtigen Juristengilde anzugreifen. Ebenso hartnäckig kämpft Ghiringhelli gegen den Brauch der Tessiner Gemeinderegierungen, den lokalen Steuerfuss eigenmächtig festzusetzen, ohne Befragung von Gemeindeversammlungen und Parlamenten. Der «Spielverderber» zieht gegen diese jahrhundertalte Verletzung der demokratischen Spielregeln bis vor Bundesgericht, und dieses gibt ihm 2011 recht.

Daneben kämpft er gegen staatliche Beiträge an einen Golfplatz in Losone (erfolgreich), für tiefere Hürden bei kantonalen Volkssinitiativen (2006 knapp abgelehnt); für die Schaffung von drei Grossgemeinden im Sopraceneri (hängig) oder gegen eine geplante

Strompreiserhöhung des Kantons (2011 vom Bundesgericht gutgeheissen). Insgesamt sammelt er Unterschriften für 18 Petitionen, rekurriert 27-mal vor kantonalen Instanzen und 8-mal vor dem Bundesgericht. Daneben betätigt er sich als Unterschriftensammler für nationale Volksbegehren wie die Minarett-Initiative. «Die Volksrechte sind mein Steckenpferd», sagt Ghiringhelli, «vielen Leuten ist leider gar nicht bewusst, wie viel ein Einzelner bewirken kann.»

Seine Hartnäckigkeit hat ihm denn auch nicht den Ruf eines Spinners eingebracht, sondern weit über die Gemeindegrenzen von Losone hinaus Respekt verschafft. «Ghiringhelli ist ein Provokateur, aber er stösst wichtige Diskussionen an», sagt selbst ein Kritiker wie Sandor Marazza, «viele Leute schätzen ihn.» Dass er dem Volk gerne aufs Maul schaut, verhehlt der «*guastafeste*» nicht. «Beim Unterschriftensammeln bekomme ich mit, was die Leute beschäftigt», sagt er, «die Parteien machen das viel zu wenig, was ich überhaupt nicht verstehe.» Im Fall der Burka-Initiative erklärt er ganz offen: «Ich weiss, dass so etwas gut ankommt.»

Man kann das «Populismus» auf Kosten von Minderheiten nennen, oder man könnte Ghiringhelli eine Profilneurose attestieren (dass er nicht unter einem verkümmerten Ego leidet, zeigt sich etwa in seiner Angewohnheit, von sich selber in der dritten Person zu reden). Doch sein «Kreuzzug» gegen den radikalen Islam dient ihm eben nicht als Vehikel für den Wahlkampf, denn der «*guastafeste*» hat sich 2009 aus der Gemeindepolitik zurückgezogen, und nach höheren politischen Ämtern strebt er angeblich nicht.

Was Ghiringhelli antreibt, ist Sorge um die demokratischen Rechte, die er selber exzessiv nutzt. Für ihn besteht kein Zweifel, dass diese Freiheiten auch in der Schweiz bedroht sind. Tatsächlich würden gewisse Muslime Islamkritikern wie Ghiringhelli am liebsten das Maul verbieten. So erklärte Gasmi Slaheddine kürzlich gegenüber *20 minuti*, dass es der Wunsch seiner Organisation sei, «Islamophobie» in der Schweiz unter Strafe stellen zu lassen, genau wie Rassismus.

Ghiringhelli stört der Vorwurf, dass er «islamophob» sei, nicht im Geringsten. «Ich habe nichts gegen Muslime, die unsere Werte und Gesetze respektieren», sagt er, «was die anderen betrifft, bin ich gerne islamophob.» Einschüchtern lassen werde er sich nicht, versichert der 56-jährige. Um seine Aussage zu untermauern, zeigt er auf das Logo der *Guastafeste*-Bewegung: eine Bulldogge mit einem Knochen zwischen den Zähnen, darunter der Slogan: «Il movimento politico che non molla mai l'osso» – die Bewegung, die den Knochen nie hergibt. «Jetzt ist die Burka mein Knochen», sagt er, «und den gebe ich nicht mehr her.» ○

Eine Art Karriere

Jede Biografie enthält Widersprüche, sonst stünde kein Leben dahinter. Doch im Fall von Thomas Heilmann klaffen die Abgründe allzu tief: Der frühere Führer der kommunistischen Partei Poch sitzt heute im Bankrat der Zürcher Kantonalbank. *Von René Zeyer*



Ein Amt, aber keine Meinung: Nationalökonom Heilmann, 2006 in Zürich.

Das erste Buch, das der Rotpunktverlag veröffentlichte, waren Fidel Castros «Ausgewählte Reden zur internationalen Politik 1965–1976». Das Werk ist nicht mehr lieferbar. Wenn aber ein Kunde der ZKB beispielsweise «Insel der Extreme. Kuba im 20. Jahrhundert» dort bestellen würde, die Zahlung über sein ZKB-Konto vornehmen und dabei als Zahlungsbetreff «Kuba» erwähnte, dann hätte er bei der Zürcher Bank ein Problem. Die Staatsbank hat jüngst jeden Zahlungsverkehr mit der letzten Insel des Sozialismus eingestellt. Das Institut zickt sogar, wenn innerhalb der Schweiz Geld den Besitzer wechselt und dabei das Wort «Kuba» auftaucht, obwohl das völlig legal ist. Die ZKB befolgt das absurde US-Handelsembargo gegen die Castro-Insel über jedes Mass hinaus.

Was haben diese devote Bank und der tapferlinke Rotpunktverlag gemeinsam? Nun, den ZKB-Bankrat Thomas Heilmann.

Der Rotpunktverlag und Thomas Heilmann haben miteinander zu tun, weil es sich beim Verlag um eine Gründung der Poch handelt. Für jüngere Semester: Das steht für Progressive Organisationen der Schweiz. Die wurden, lang ist's her, 1969 als kommunistische Partei gegründet. Man spaltete sich ein wenig, schwor dann auch dem Marxismus-Leninismus ab, nannte sich gegen Ende Poch-Grüne, und schliesslich löste man sich auf.

Was haben die Poch und die heutigen Grünen miteinander gemeinsam? Thomas Heilmann natürlich. Er wechselte von der Poch zu den Grünen, wo er bis heute beheimatet ist. Und dann gibt es noch die Alternative Bank Schweiz (ABS). Die ist «fair, transparent, menschlich und sozial». Was haben ZKB und ABS miteinander zu tun? Richtig, Thomas Heilmann.

Die Mosaikstücke

Wie viele Thomas Heilmänner gibt es wohl? Es gab den begabten Poch-Führer und tapferen Kämpfer für die Weltrevolution. Es gab den Mitbegründer der Alternativen Bank und des Rotpunktverlags. Der hat sich inzwischen von einer Genossenschaft in eine AG verwandelt, und Heilmann ist deren Geschäftsleiter. Als «Herzstück» bezeichnet der Verlag «das politische Sachbuch». Man ist allerdings mit der Zeit gegangen: «Nicht «ewige» oder «neue» Wahrheiten interessieren, sondern das Suchen, das In-Zweifel-Ziehen, die Skepsis, das Fragen und Nachfragen. Aber auch die klare Antwort, wenn es sie gibt, auch wenn sie unbequem ist und dem Mainstream nicht entspricht.» Diesem Motto wollen wir kurz folgen.

Viele haben den Weg von der Revolution zur Reputation zurückgelegt. Joschka Fischer vom Hausbesetzer und Strassenkämpfer bis zum Aussenminister. Thomas Held vom rebel-

lischen Studentenführer zur Mietmeinung eines Think-Tanks der Wirtschaft. Vom «revolutionären Haufen» Poch, wie Heilmann seine ehemalige politische Heimat einmal bezeichnete, zum Banken-Büttel. Das kann Ausdruck zunehmender Lebenserfahrung sein, Einsicht, die mit dem Alter kommt. Aber bei Heilmann ist Skepsis angebracht.

Vom Mitbegründer der ABS zum Mitglied des obersten Kontrollgremiums der ZKB: Könnte man nur die Zeit ausschneiden und den Poch-Heilmann mit dem ZKB-Heilmann konfrontieren. Noch Anfang 2012 meinte der ZKB-Heilmann, dass es sich dabei um «überhaupt keine heikle Situation» für ihn handle, er wisse als Bankrat genau, was die ZKB in den USA gemacht habe, und «glaube nicht», dass die Bank etwas zu befürchten habe. Denn, so spricht ein echter Banker: «Es gehörte nie zum Geschäft der ZKB, Dienstleistungen anzubieten, mit denen man Gelder vor dem Fiskus verstecken kann.» Inzwischen ist auch die ZKB mit dem Vorwurf konfrontiert, eben doch das gemacht zu haben, was «nie zum Geschäft» gehörte.

Dass Bankrat Heilmann solche Wortblasen absondert, jedoch stumm bleibt, wenn die von ihm beaufsichtigte Bank vor den Amerikanern einen Kotau macht und auf das Wort «Kuba» wie der Teufel auf das Weihwasser reagiert, das ist ein starkes Stück. Einen ersten Kommentar will er nicht veröffentlicht sehen, auf Nachfrage teilt er mit, «dass ich als Bankrat keine Kommentare zu Bankgeschäften abgebe». Ein Amt, aber keine Meinung.

Heilmann liebt die leiblichen Genüsse, wie er dem *Beobachter* sagte: «Es geht um das Recht, mich selbst zu sein, statt bloss zweckgerichtet zu funktionieren.» Ich wäre der Letzte, der die Nase über den Besuch von bestirnten Restaurants rümpfte, gegen Tafeln als «Orgie für die Sinne» etwas einzuwenden hätte.

Es ist auch unerheblich, ob Heilmann dafür sein Salär beim Rotpunktverlag von der ZKB verbrät (konservativ geschätzt, 461 000 Franken in den letzten zehn Jahren). Aber wenn er das als Protest gegen «zweckgerichtetes Funktionieren» verstanden wissen will, täuscht er sich. Er ist so sehr er selbst, er funktioniert dabei so ordnungsliebend und zweckgerichtet, dass es einem darob glatt den Appetit verschlägt.

René Zeyer ist Journalist und Bestseller-Autor. Zuletzt erschien von ihm «Cash oder Crash. Abzocker durchschauen – eine Gebrauchsanweisung» (Orell Füssli).



Essay

Krieg in der Nachbarschaft

Die letzten Jahrzehnte nährten, gerade in Europa, die Illusion des ewigen Friedens. In der Schweiz soll der Militärdienst abgeschafft werden. Ein Irrtum. Die Rückkehr des Krieges ist denkbar. Auch in Europa.
Von François Schaller

Selbst die Gegner der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) finden es gut, dass die GSoA ein weiteres Mal ihr Glück versucht und dem Volk die Militärdienst-Frage stellt. Als ob die Armee keine weitere Funktion hätte, als bei Naturkatastrophen Hilfe zu leisten, Grossanlässe wie das WEF in Davos zu schützen, den nationalen Zusammenhalt zu stärken ... So gesehen, wird das Militär zu einer Institution, deren Aufgaben sich mit denen des Zivilschutzes und der Polizei überlagern.

In der Abstimmungsdebatte wird eines der grössten intellektuellen Tabus der Gegenwart deutlich: die mögliche Rückkehr der Kriege nach Europa. Dabei besteht die Armee genau für dieses Risiko. Eine sehr, sehr vage Möglichkeit, die man höchstens verklausuliert zum Ausdruck bringen darf, wobei man leicht als Kriegstreiber oder als Massengrab-Nostalgiker in Verruf gerät.

Vor fast zwanzig Jahren hat der ehemalige Airbus-Manager Philippe Delmas in einem Essay festgestellt, dass man auf die Annahme baue, dass ein Phänomen verschwunden sei, das die Menschheit seit ihrem Anbeginn verfolgt hat – durch die einfache Extrapolation einiger weniger Friedensjahrzehnte. Mit der Überzeugung, dass der Sieg der Demokratie endgültig sei und dass Demokratien keine Kriege gegeneinander führen. Das menschliche Wesen, so wollte man es, habe sich in diesem einen Punkt gebessert, während es ansonsten irgendwie gleich geblieben sei.

Diese oberflächliche Vorstellung macht aus dem Kriegsrisiko einen archaischen, grotesken Gedanken. Dabei sollte uns die ritualisierte Bekundung der Europäer zu denken geben, die im «Ende des Kriegs in Europa» das erste und grösste Ziel der europäischen Einigung und der EU sehen. Warum investiert man politisch so viel in die Entschärfung einer Gefahr, von der man im selben Atemzug behauptet, sie sei seit langem besiegt? Besonders verwirrend ist, dass immer wieder die deutsch-französische Versöhnung nach 23 bewaffneten Konflikten in vier Jahrhunderten bemüht wird – eine sehr altertümliche Symbolsprache für die Herolde des neuen Zeitalters.

Jede Krise und jede Episode der europäischen Einigung hinterlässt den Eindruck einer Vertiefung der Beziehungen, ohne dass gleichzeitig die gegenseitigen Verständigungsschwie-

rigkeiten beendet werden. Trotzdem wird das Projekt durchgezogen mit inszenierter Durchsetzungskraft, institutionalisiertem Optimismus, Realitätsverweigerung und der Flucht in «mehr Europa». Sollte es uns da erstaunen, wenn sich eines Tages, mit der zeitlichen Entfernung von den grossen Traumata des 20. Jahrhunderts, die Friedensschwüre als trügerisch erweisen?

Bereits jetzt wird es nicht mehr als Kriegsaufforderung verstanden, wenn man sich über die deutsch-französische Dominanz in Europa



Sehr vage Möglichkeit: Britische Kriegsschiffe*.

aufregt, und auch nicht, wenn man sich in Frankreich und überall sonst über die Vorherrschaft Deutschlands beklagt. Es wird nicht einmal mehr als geschmacklos empfunden.

Seit dem Ende des Kalten Krieges ist die Welt von einem Zwei-Parteien-Gleichgewicht in eine multipolare Situation geraten, von der man nicht klar sagen kann, dass es sich um einen Fortschritt handelt. Was von den Vereinten Nationen übrig war, wurde ersetzt durch das G-20-Kartell der grossen Staaten, das die weltweite Bevölkerungsmehrheit repräsentiert und damit die demokratische Legitimität in ihrer striktesten Ausprägung auf globaler

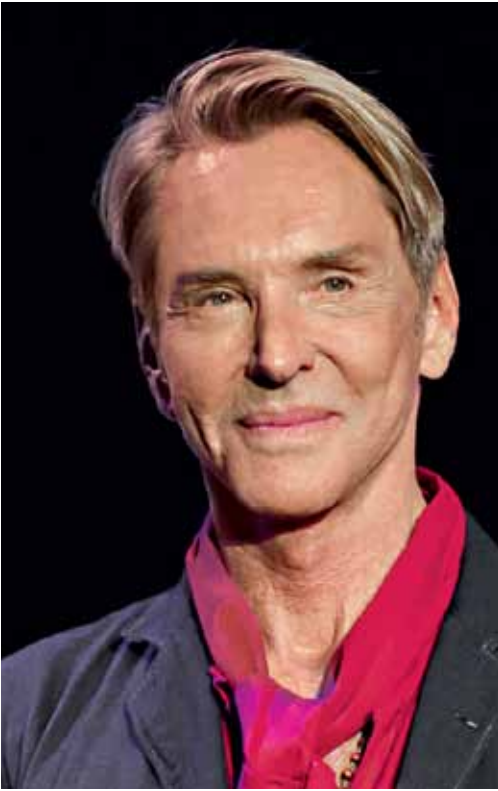
Ebene in Anspruch nimmt. Das schwammige Prinzip der Gleichheit unter den Staaten hat ausgedient. Stattdessen herrscht die klare und einfache Sprache der Macht. Davon kann die Schweiz ein Lied singen, die sich im Herzen der Einflussphäre der Europäischen Union befindet und von dieser nicht mehr als vollwertiges Nichtmitglied respektiert wird.

Sollte die EU eines Tages in einer externen Konfrontation zu den Waffen greifen, um ihre Interpretation der eigenen hohen Werte zu verteidigen oder anderswo durchzusetzen (was zudem die mühsam errungene Einheit vertiefen würde), oder sollte sie im Namen des Erhalts oder der Herstellung des Friedens tätig werden (alle Kriege werden auf ihre Weise im Namen des Friedens geführt): Bis zu welchem Punkt wird die EU dann akzeptieren, dass die Schweiz sich nicht einmischt und «profitiert wie üblich», zudem – in ihren Augen – die elementarste Solidarität vermissen lässt? Die Repressalien könnten auf einmal auch nicht mehr bloss, wie heute, ökonomischer Natur sein. Geschieht nicht alles irgendwann zum ersten Mal? Es wird zu spät sein, wenn wir überrascht feststellen, dass niemand an die Möglichkeit eines so düsteren Szenarios gedacht hat – und es ist nur eines von vielen.

Mann gegen Mann

In den weit entfernten Kriegsgebieten der Gegenwart sieht man, dass die technologische Übermacht gegen Widerstandsgeist nichts auszurichten vermag. Man mag sich beruhigen mit – teilweise sehr realistischen – Theorien über den Cyberkrieg, Drohnen, Kriegsroboter und die Professionalisierung der Armeen. Doch in letzter Konsequenz hängt das Überleben jeder freiheitlichen Gemeinschaft davon ab, ob sie in der Lage ist, ihre Bevölkerung in ausreichender Zahl zur Verteidigung des Territoriums im Nahkampf aufzubieten. Mit Feuerwaffe und Sprengsätzen. Wenn der obligatorische Militärdienst am 22. September bestätigt wird, so ist das die Botschaft der Schweizer, dass sie respektiert werden wollen. Das ist zwar nur eine Botschaft, doch diese ist bei weitem wertvoller als die Bekundung des gegenteiligen Willens.

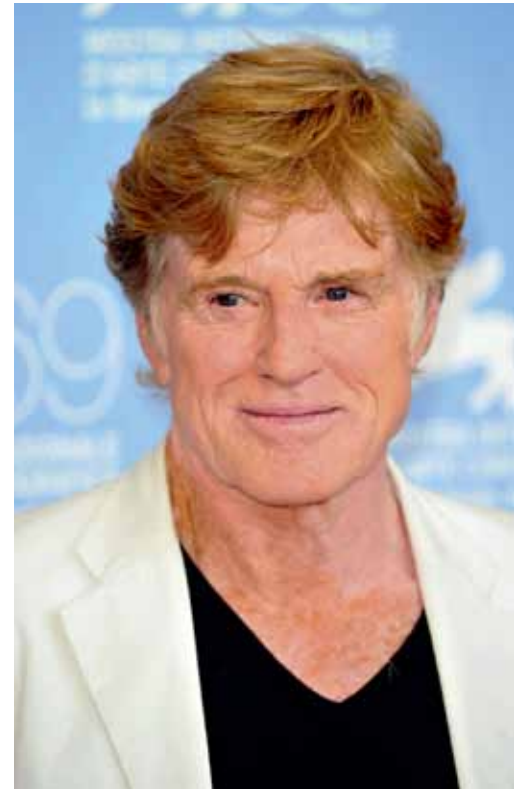
François Schaller ist Verwaltungsratsdelegierter und Chefredaktor der Westschweizer Wirtschaftszeitung *L'Agefi*.



«Was hängt, muss weg»: Wolfgang Joop.



Rettendes Schnauz-Implantat: Ibrahim Tatises.



Alte Falten, neue Augen: Robert Redford.

Der optimierte Mann

Nicht länger ein Privileg der Frauen und der Stars: Politiker, Sportler und gänzlich Unprominente laufen den Schönheitschirurgen in Scharen zu.

Von Beatrice Schlag

Vor etwa 25 Jahren erzählte der deutsche Modedesigner Wolfgang Joop, damals noch ungeliftet, wie er sich die ästhetische Zukunft seines Gesichts vorstellte: «Spiegel flach auf den Tisch legen und Kopf drüber. Wenn dann was hängt, muss es weg.» Inzwischen ist Joops Gesichtshaut deutlich glatter und straffer als damals. Über plastische Chirurgie sagt der Unternehmer heute: «Man muss doch gar nicht immer von Schönheitsoperationen reden. Es geht nur darum, im Gesicht ein bisschen Ordnung zu machen.»

Seit etwa zehn Jahren hat die Männerwelt sich dem Ordnungsbedarf im eigenen Gesicht immer zügiger angenähert. Rund ein Fünftel der Patienten in den Praxen plastischer Chirurgen – in der westlichen Welt sind die Zahlen ziemlich übereinstimmend – sind inzwischen männlichen Geschlechts. Manche konnten nicht genug davon kriegen und erstarrten irgendwann zu grotesken Masken. Wie Silvio Berlusconi oder Arnold Schwarzenegger, deren Gesichtszüge sich kaum noch rühren. Ganz zu schweigen von ihren gefärbten Haaren oder Haar-Implantaten. Der Versuch von Präsidentschaftskandidat Mitt Romney, mit schwarz gefärbten Haaren und grau belassenen Schläfen im US-Wahlkampf zu punkten,

erregte landesweit Heiterkeit. Denn die Trennlinie zwischen Schwarz und Grau war so exakt, als habe der Coiffeur sie mit dem Lineal gezogen. Und was hat es eigentlich auf sich mit dieser seltsamen männlichen Vorliebe für ein helles Rehbraun auf dem Kopf, das die Natur nur selten vergibt? Hat niemand von Präsident Ronald Reagan gelernt, dessen ehemals pechschwarze Haare im Alter zwar gefärbt waren,

Manche konnten nicht genug davon kriegen und erstarrten zu grotesken Masken.

aber in ebendiesem unwahrscheinlichen Rotbraun, über das Gerald Ford einst spottete: «Reagan färbt seine Haare nicht. Er ist nur vorzeitig orange geworden.»

Der optimierte Olympiasieger

Aber Politiker mit Zombie-Gesichtszügen und orangem Haar sind die Ausnahme, nicht der Trend. Genauso wenig repräsentativ für den ästhetisch optimierten Mann sind Stars wie Ray Liotta, Mickey Rourke, Burt Reynolds oder Sylvester Stallone, die erst nach mehreren plastischen Eingriffen die grotesk fremden

Gesichtszüge bekamen, die jeden an der Fähigkeit reicher und berühmter Männer zweifeln lassen, sich einen erfahrenen Chirurgen zu suchen. Dass plastische Chirurgie süchtig machen kann, wenn der Arzt nicht rechtzeitig ein Veto einlegt, wissen wir spätestens seit Michael Jackson.

Bruce Jenner, 1976 Olympiasieger im Zehnkampf und seit 1991 Ehemann von Kris Jenner und Stiefvater von Kim Kardashian, hatte sich nach eigenen Aussagen bereits mit 35 zu einer Nasenkorrektur und einem Facelift entschlossen, die aber beide gründlich misslungen seien. Zum 60. Geburtstag gönnte sich Jenner, der in der Soap «Keeping Up with the Kardashians» mitwirkt, 2009 einen neuen plastischen Eingriff, über den er sagte, nicht einmal Freunde hätten etwas bemerkt. Die Medien sind anderer Ansicht. «Sie haben ihm die männlichen Züge weggemeißelt», spottete die britische *Daily Mail*. Tatsächlich ist es fast unmöglich, in ihm den Olympiasieger von damals wiederzuerkennen. Das einst sehr jugenhafte Gesicht mit dem markigen Kinn wirkt heute durch die gezupften Augenbrauen, die feine Nase und die deutlich kürzere und abgerundete Kinnpartie ausgesprochen feminin.



Ausgesprochen feminin: Bruce Jenner.

Die Männer, die heute die Sprechzimmer plastischer Chirurgen auf der ganzen Welt füllen, wollen in der Regel keine drastischen Eingriffe. Sie wollen lediglich etwas attraktiver daherkommen, als in ihren Genen vorgesehen ist. Jünger auszusehen, steht nicht zwingend auf der Wunschliste. Die Zauberwörter der plastischen Chirurgie heute sind frisch und gepflegt. Und ein bisschen glatter vielleicht wie der gebotoxte US-Vizepräsident Joe Biden oder plötzlich von Augenringen befreit wie Russlands Wladimir Putin. Oder aber der 76-jährige Regisseur und Schauspieler Robert Redford, der trotz seiner vielfachen Beteuerungen, sich nie eine Schönheitsoperation anzutun, nicht mehr dieselben Augen hat wie noch vor ein paar Jahren, aber glücklicherweise seine Falten nicht hat aufspritzen lassen. Oder Michael Douglas, der sich vor seiner Hochzeit mit der 25 Jahre jüngeren Catherine Zeta-Jones unters Messer legte und danach immer noch wie Michael Douglas aussah, nur eben ein bisschen aufgefrischt.

Mit Magenband ins Weisse Haus

Der massive Chris Christie, republikanischer Gouverneur von New Jersey und möglicherweise nächster republikanischer Präsidentschaftskandidat, erntete nichts als Applaus, wie er im vergangenen Februar bekanntgab, er habe sich ein Magenband einsetzen lassen, um abzuspecken. Jeder wusste, was das bedeutete: Er will ins Weisse Haus. Einen fettleibigen Politiker, sagen Umfragen, würden 20 Prozent der Amerikaner nie ins oberste Amt wählen. Und auf die 20 Prozent Stimmen kann kein Kandidat verzichten. Das Eyelifting von Chiles



Eine Art Uniform: Hu Jintao.

Präsidenten Sebastián Piñera wurde in Südamerikas Medien intensiv diskutiert. Nicht weil jemand daran Anstoss nahm – plastische Chirurgie war in Südamerika, vor allem in Brasilien, eine Alltäglichkeit, lange bevor man in Europa wagte, den Gedanken auch nur in Erwägung zu ziehen. Als Piñera sich beeilte, zu erklären, der Eingriff sei erfolgt, weil die Hängelider sein Sehvermögen beeinträchtigt hätten, glaubte ihm kein Mensch. Es beeinträchtigt sein Ansehen nicht.

Mehr Pech mit dem Versuch, seinen Besuch beim Schönheitschirurgen zu erklären, hatte das ehemalige ägyptische Parlamentsmitglied Anwar al-Balkimy, Mitglied der erzkonservativen salafistischen Nour-Partei. Al-Balkimy hatte als Erklärung für seinen Nasenverband im Februar 2012 erklärt, er sei von Dieben überfallen

Taiwanische Männer lieben aufgespritzte Ohrläppchen, weil diese für Wohlstand stehen.

und zusammengeschlagen worden. Der Chef der Klinik, in der seine Nase korrigiert worden war, dementierte umgehend: Der Parlamentarier sei völlig unversehrt zur Operation angetreten. Er habe sich ganz einfach eine schönere Nase gewünscht. Nachdem die Lüge aufgefliegen war, gab der Politiker seinen Rücktritt bekannt. Die Nour-Partei, die Schönheitsoperationen kategorisch ablehnt, kündigte disziplinarische Massnahmen an. Vor knapp einem Jahr wurde al-Balkimy wegen Falschaussage und Behinderung der Justiz zu einer bedingten Gefängnisstrafe von drei Jahren verurteilt.



Haft wegen Nasen-OP: Anwar al-Balkimy.

Männer lassen weltweit an sich arbeiten. Unterschiedlich sind lediglich die Motive und die bevorzugten Prozeduren, um sich dem jeweils geltenden Schönheitsideal anzupassen. Taiwanische Männer lieben aufgespritzte Ohrläppchen, weil dicke Ohrläppchen für Wohlstand stehen. Dagegen wollen sie ihre Stupsnasen operiert haben, weil sie überzeugt sind, dass das Glück durch einsehbare Nasenlöcher hinausströmt. Als in China im vergangenen März Staatspräsident Hu Jintao, 59, durch den siebzigjährigen Xi Jinping abgelöst wurde, stach einem als Erstes deren Haarfarbe ins Auge: Weder der eine noch der andere hatte ein Silberfädchen in der tiefschwarzen Mähne. Aufnahmen des Nationalen Volkskongresses zeigen, dass sie nicht die Einzigen sind. Salz und Pfeffer oder gar Weiss ist auf kaum einem der chinesischen Politikerköpfe auszumachen. Der ehemalige Ministerpräsident Zhu Rongji, der 2003 im Alter von 74 Jahren zurücktrat, hatte aus seinem Grau während der letzten Amtsjahre keinen Hehl mehr gemacht. Dafür bewunderte man ihn, aber ein Trendsetter wurde er nicht.

Schwarze Haare für alle

Der bis ins hohe Alter schwarze Schopf chinesischer Politiker ist kein Zeichen von Eitelkeit, sondern von Konformismus: Keiner will sich optisch von den anderen absetzen. Steve Tsang, Professor für chinesische Gegenwarts-geschichte an der Universität von Nottingham, sagte der BBC: «Chinas kommunistische Partei ist eine der diszipliniertesten Institutionen, die je von Menschen geschaffen wurden. Eine Art Uniform zu tragen und

«Mit Ihnen ist schön alt werden»

Der renommierte Zürcher Chirurg Christoph Wolfensberger über die ästhetische Optimierung von Männern.



«Das Mund-Lifting ist zurzeit ein Hit»: Chirurg Wolfensberger.

Was ist der Hauptgrund für Männer, zum Schönheitschirurgen zu gehen?

Erstaunlicherweise der Beruf, obwohl das männliche Aussehen für eine Bewerbung meist nicht ausschlaggebend ist. Aber wir haben eine andere Gesellschaftsstruktur als noch vor fünfzig Jahren. Vor allem Selbständige arbeiten heute bis siebzig und länger, und fast alle ihre Mitarbeiter sind jünger. Sie sagen, sie würden gerne etwas attraktiver aussehen, um neben den Jungen nicht so abzufallen.

Kommen sie aus eigenem Antrieb oder auf Anraten der Frau?

Beides. In etwa 50 Prozent der Fälle bringen die Frauen ihre Männer mit. Unter meinen Kunden sind viele Ehepaare. Ein Paar sagte mir kürzlich: «Mit Ihnen ist schön alt werden.» Es geht nicht um jugendliche Schönheit, sondern um ästhetisches Altern. Wir korrigieren das Absacken der Gesichtskonturen. Die meisten Falten bleiben. Die beste plastische Chirurgie ist die, die keinem auffällt. Das gilt vor allem für Männer.

Inzwischen ist jeder fünfte Patient eines plastischen Chirurgen männlich. Deckt sich das mit Ihren Erfahrungen?

Ziemlich genau. Die Anzahl hat in den letzten zehn Jahren stark zugenommen.

Bei Botox-Patienten auf jeden Fall. Seit es Botulinumtoxin gibt, haben die Stirn-Liftings drastisch abgenommen. Leider wird es oft so dosiert, dass die Stirn hinterher glatt ist wie ein Kinderpo. Aber das kann man besser machen

Warum sehen viele Stars nach Liftings grässlich aus?

Weil sie trotz ihres Geldes nicht immer Topchirurgen wählen. Viele gehen lieber durch die Hintertür zu einem unbekanntem Arzt. Die Angst, beim Besuch einer renommierten Praxis gesehen zu werden, ist gross. Vielfach ist das, was so scheusslich aussieht, auch nicht das erste, sondern das dritte oder vierte Lifting. Die Sucht nach plastischer Chirurgie ist eine Realität. Da muss der Chirurg die Bremse ziehen.

Gibt es ausser Fritz Künzli weitere Schweizer Prominente, die zugeben, an ihrem Gesicht arbeiten zu lassen?

Leider nicht. Die Promis, die ich operiert habe, würden ein «Who's who» füllen. Aber sie sagen es nicht, das ist das Elend. Wenn man sie fragt, sind es die frische Luft, die gesunde Ernährung und das Fitnessprogramm. Maximal gibt ein Mann, der eben ein Facelift und eine Augenliderstraffung hinter sich hat, zu, er habe etwas an den Augen machen lassen, um nicht mehr so müde auszusehen.

Was lassen Männer am häufigsten machen?

Lidstraffungen. Die machen das Gesicht frappant frischer.

Am zweithäufigsten?

Hautbehandlungen. Alterserscheinungen wie Warzen, Pigmentflecke und Verhornungen entfernen. Neben guten Zähnen und den Augen ist eine schöne Haut das, was man an einem Menschen zuerst als attraktiv wahrnimmt.

Brustverkleinerungen?

Die werden sehr häufig verlangt. Wenn Kinder sagen: «Papi, dein Busen sieht bald aus wie der von Mami», haben viele Männer ein Problem.

Lippenvergrößerungen?

Das Mund-Lifting ist zurzeit ein Hit bei Männern. Dabei wird die Oberlippe durch einen unsichtbaren Schnitt in der Nase leicht angehoben und dadurch voller. Das sieht deshalb gut aus, weil die Oberlippe im Alter absinkt. Und da keine Filler gespritzt werden, wirkt es völlig natürlich.

Welcher Schicht gehört die Mehrheit Ihrer Patienten an?

Mittelschicht bis Chefetage. Aber es sind auch viele dabei, die auf den Eingriff gespart haben wie auf Ferien. Ich habe keine Jetset-Praxis.

Sie sind 64. Was haben Sie an sich machen lassen?

Meine Haut wurde dreimal gelasert. Ich habe meine Halskonturen vor zehn Jahren straffen lassen. Hin und wieder mache ich ein Peeling.

Sie nennen sich Chirurg, nicht Schönheitschirurg. Warum?

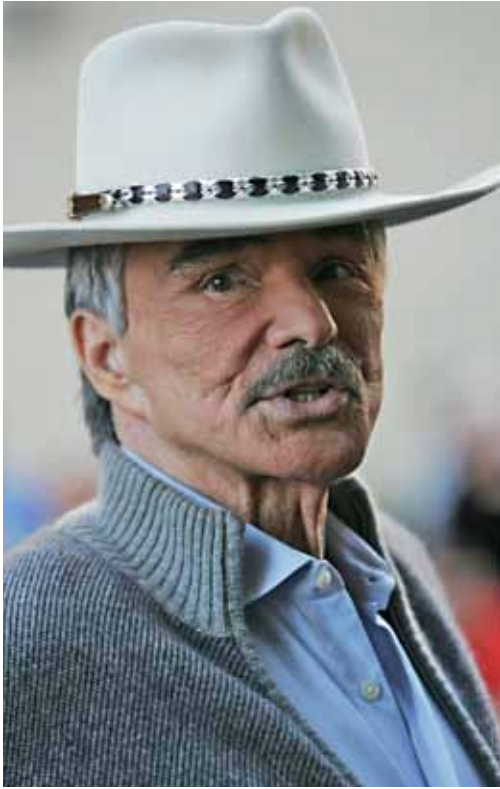
Weil die Bezeichnung «Schönheitschirurg» bei uns nach wie vor für einen überflüssigen Arzt steht, der viel Geld verdient. Dabei ist das Fach so ernst wie jedes andere. Aussehen ist für niemanden eine triviale Angelegenheit.

Werden Männer bald ungepflegt wirken, wenn sie nicht an sich arbeiten lassen?

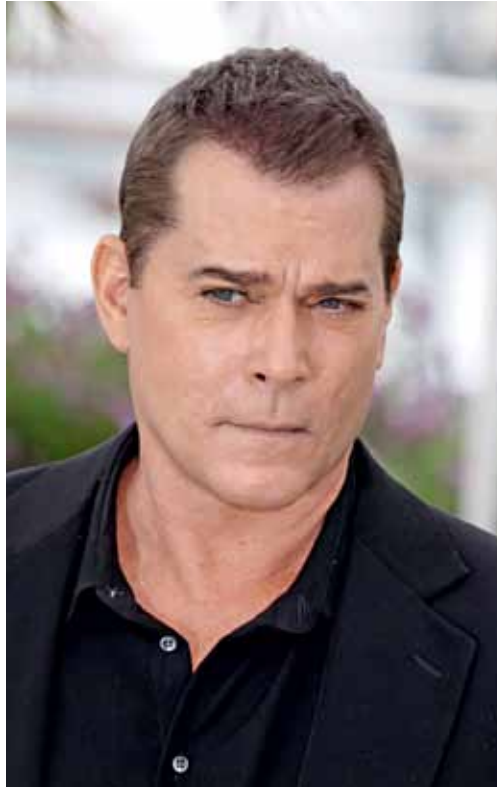
In der Schweiz sind wir davon weit entfernt. Aber die grosse Zukunft liegt nicht bei den Operationen, sondern in der präventiven Molekularbiologie. Die Pflegeprodukte werden immer effizienter. Der Aufwand, um gut auszusehen, wird grösser werden. Die Tage, in denen der Mann sein Auto besser pflegt als seine Haut, sind gezählt.

Christoph Wolfensberger, 64, gehört zu den renommiertesten plastischen Chirurgen der Schweiz. Mit 40 eröffnete er seine eigene Praxis in Zürich. Wolfensberger ist seit dreissig Jahren verheiratet. Seine Frau Petra, sagt er, sei «meine beste Werbeträgerin».

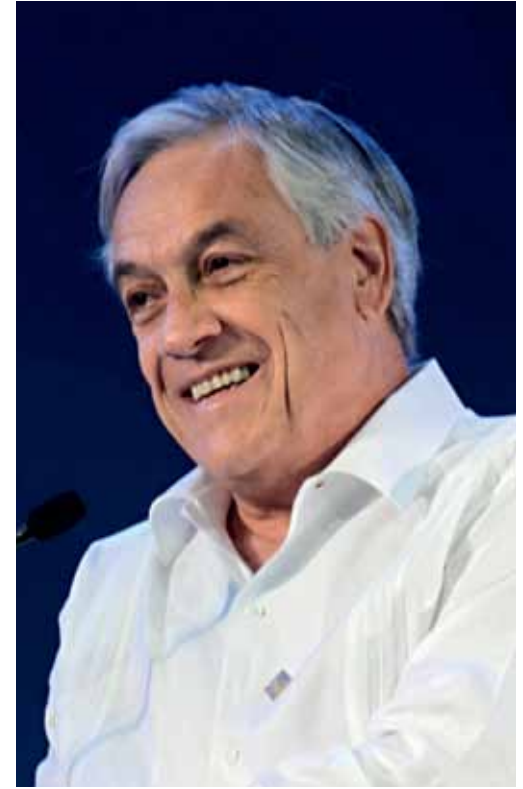
Die Fragen stellte **Beatrice Schlag**.



Irgendwie fremd: Burt Reynolds.



Auf Jackos Spuren: Ray Liotta.



Straffe Lider: Sebastián Piñera.

Parteidisziplin zu üben, gewährt den einzelnen Politikern einen guten Schutz vor Tadel. Sie setzt auch ein Zeichen dafür, dass die Partei stabil und das Individuum austauschbar ist.

Auch im Nahen Osten ist die Häufung betagter Politiker mit dunklem Haar eher selten ein Geschenk der Natur. Aber viel wichtiger als das, was auf dem Kopf wächst, ist arabischen Männern, was unter ihrer Nase spriesst. Der Schnurrbart ist der Körperschmuck, dessen Dichte, Form und Gepflegtheit dem Gegenüber erzählen, wie männlich, weise, reich und reif sein Träger ist. «In der arabischen Welt», sagt die amerikanische Anthropologin Christa Salamandra, «stand ein üppiger Schnurrbart schon immer für einen hohen Status und spielte eine wichtige Rolle für die Ehre des Mannes. Man legte Schwüre auf seinen Schnurrbart ab, benutzte ihn bei Darlehen als Sicherheit und bestrafte Gegner, indem man ihnen den Schnauz abrasierte.»

Schnauz-Implantate sind ein Geschäft

Leider wachsen Schnurrbärte wie Kopfhare in ungerechter Verteilung: bei den einen dicht und voll, bei den andern eher kärglich. Aber inzwischen ist das rettende Schnauz-Implantat nicht nur erfunden, sondern auch deutlich diskreter als Haar-Implantate auf der Kopfhaut. Seit ein paar Jahren, sagt der türkische Schönheitschirurg Selahattin Tulunay, boome das Geschäft. Fünfzig bis sechzig Kunden verhilft er in seiner Praxis in Istanbul jeden Monat zu einem dichteren Schnauz. Die eingepflanzten Haare dürfen nach dem Eingriff unter Lokalanästhesie zwei Wochen nicht rasiert

werden. Nach sechs Monaten ist der neue, vollere Schnurrbart da. Viele Kunden wünschen sich eine ganz bestimmte Form. Begehrtestes Modell ist der Schnauz des türkischen Sängers Ibrahim Tatlises. Aber manche von Tulunays Kunden wollen weniger eine Berühmtheit kopieren als ihre politische Gesinnung unter der Nase tragen: Schnurrbärte mit hängenden Enden stehen für eine konservative, nationalistische Haltung, während Linke einen Schnauz wie Stalin befürworten.

Während Frauen, wenn sie nicht gerade Stars sind, immer unbekümmerter miteinander

Die Scham, es den Frauen nachzutun, ist noch immer spürbar vorhanden.

der darüber reden, wer bei welchem Arzt was hat machen lassen, sind optimierte Männer beim Thema Schönheitschirurgie rätselhaft zugeknöpft oder leugnen mit grosser Vehemenz, dass für ihr erfrishtes Aussehen nicht nur ihre Ernährung und ihr Training verantwortlich seien. Obwohl die männliche Kundenschar bei plastischen Chirurgen weltweit zunimmt, die Stirnen glatter, die Augenlider leichter und die Schnäuze prächtiger werden, ist die Scham, es den Frauen nachzutun, noch immer spürbar vorhanden.

Das wird nicht dauern. Vor zwanzig Jahren haben auch Frauen noch Stein und Bein geschworen, dass der Busen von ganz allein grösser geworden sei.

Pessimisten befürchten eher, dass in nicht allzu grosser Ferne keiner mehr in Frieden alt

werden kann mit Falten, Pigmentflecken und Haaren in den Ohren, ohne dass man ihn für ungepflegt hält.

Wer übrigens hofft, nach einer Schönheitsoperation von der Umwelt als attraktiver eingeschätzt zu werden, sollte sein Geld besser für anderes ausgeben. Das US-Magazin *The Atlantic* berichtete in seiner letzten Ausgabe über eine Studie, bei der den Versuchsteilnehmern Vorher- und Nachher-Bilder von Patienten vorgelegt wurden, die eine Schönheitsoperation hinter sich hatten. Die eine Gruppe bewertete die Vorher-Bilder nach ihrer Attraktivität auf einer Skala von 1 bis 10, die zweite Gruppe die Nachher-Bilder. Ausserdem sollten alle das Alter der Patienten schätzen. Keiner der Teilnehmer sah beide Bilder eines Patienten.

Depressionen nehmen ab

Verblüffendes Ergebnis: Während die Patienten nach der Operation im Durchschnitt auf 3,1 Jahre jünger geschätzt wurden als auf dem Vorher-Bild, betrug der Unterschied in der Benotung der Attraktivität kärgliche 0,08 Prozent. Zehntausend Franken hinblättern und in den Augen der anderen nicht einmal ein Zehntelprozent besser aussehen? Ganz anders allerdings sieht es aus Sicht der Patienten aus. Da belegen zahlreiche Studien, dass über achtzig Prozent der Operierten hochzufrieden sind. Depressionen und Angstzustände, falls zuvor vorhanden, verringern sich. Und was immer die andern wahrnehmen oder nicht wahrnehmen: Der geliftete Patient hält sich für wesentlich begehrenswerter als vor dem Eingriff. ○

«Es reicht nicht, zu allen nett zu sein»

Der Basler Carlo Strenger engagiert sich für den Frieden zwischen Israelis und Palästinensern. Zusammen mit ehemaligen Geheimdienstchefs will er die ganze Region mit einbeziehen. Sehr optimistisch ist er nicht. *Von Pierre Heumann und Michal Chelbin / Institute (Bild)*

Herr Strenger, Sie sind in Basel aufgewachsen und dann vor 35 Jahren vom Rhein nach Israel gezogen. Welche Erinnerungen haben Sie an Basel?

Eigentlich habe ich mich wohl gefühlt in Basel.

Das klingt nicht restlos überzeugt.

Aufgewachsen bin ich in einer jüdisch-orthodoxen Familie. Das bedeutete für mich bis zu einem gewissen Grad eine Trennung zwischen mir und dem Lebensfluss der Stadt.

Fühlten Sie sich ausgegrenzt?

Am Sabbat ging ich nicht zur Schule, und weil ich koscher essen musste, führte das ebenfalls zu einer gewissen Trennung, zum Beispiel auf Schulausflügen. Deshalb war ich stets in einer Sonderstellung. Die Schule und die Lehrer haben das zwar akzeptiert und respektiert. Aber ich hatte immer das Gefühl, nicht hundertprozentig dazuzugehören.

Was war der Grund für die Abkehr von der Orthodoxie?

Als ich achtzehn Jahre alt war, kam ich zur Überzeugung: Es gibt keinen Gott.

Wie kam das?

Der Prozess des Zweifelns setzte ein, als ich fünfzehn Jahre alt war. Es war eine Art Revolte.

Wogegen?

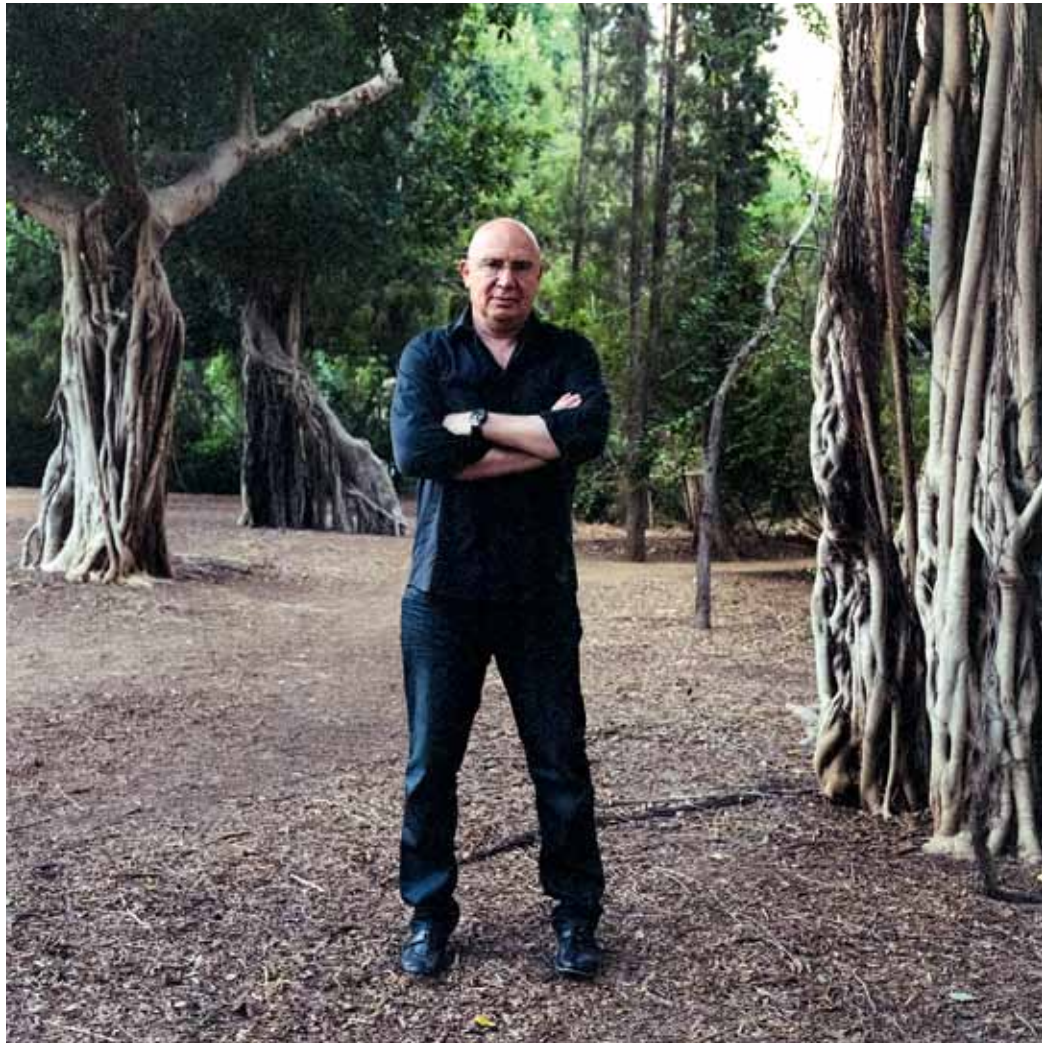
Wenn mir jemand sagt, du musst mich akzeptieren, weil ich die Autorität bin, regt sich bei mir Widerstand.

Gab es ein Schlüsselerlebnis, das Ihre Abkehr vom Glauben ausgelöst hat?

Es war ein intellektueller Prozess. Ab dem sechzehnten Altersjahr las ich den ganzen Freud, drei Viertel Nietzsche und den ganzen Kant. Am Ende dieses Prozesses akzeptierte ich zwar, dass es Autoritäten gibt – aber nur, wenn ihre Lehre auf Forschung, auf der Ratio, beruht. Der Zusammenbruch meiner bisherigen Weltsicht war ausserordentlich schwierig zu bewältigen.

Heute sind Sie nicht mehr religiös, obwohl das in Israel kein Problem wäre. Sie wären nicht mehr in der Minderheit.

Als ich hierherkam, war ich mir noch nicht im Klaren darüber, ob ich bleiben würde. Ich dachte daran, in die USA weiterzuziehen. Nach dem Jahr an der Talmud-Hochschule und dem Studienbeginn in Zürich schrieb ich mich dann aber an der Hebräischen Universität in Jerusalem ein. Die war



«Der einzig mögliche Ansatz»: Nahost-Spezialist Strenger.

damals von einem fantastisch offenen Geist geprägt. Es war, als ob man in Harvard studieren würde. Was Rang und Namen hatte, gab in den achtziger Jahren in Jerusalem Vorlesungen und hielt Vorträge. Israel war zu jener Zeit viel weniger isoliert als heute. Doch für die politische Zukunft des Landes sah ich schwarz.

«Die israelische Linke wollte in den neunziger Jahren die Realität nicht sehen.»

Weshalb?

Es schien damals, dass kein Friedensprozess in Gang kommen würde, die Besiedlung des Westjordanlands lief auf Hochtouren, und ich befürchtete, dass Israel sich in eine Richtung entwickeln würde, die meinen Grund-

werten entgegengesetzt war. Deshalb hatte ich eigentlich vor, nach New York zu gehen.

Warum haben Sie anders entschieden?

Weil zwei Dinge passierten. 1992 wurde Jitzhak Rabin gewählt. Und Rabin, so viel wusste ich, würde den Friedensprozess anstossen.

Rabin hatte während der ersten Intifada, Ende der achtziger Jahre, die Soldaten angewiesen, mit voller Härte den Aufstand der Palästinenser zu unterdrücken und ihnen die Knochen zu brechen. Ausgerechnet von ihm versprochen Sie sich Frieden?

Mir war bekannt, dass es eine Reihe von geheimen Gesprächen zwischen Rabins Leuten und den Palästinensern gab. Ich kannte einige, die darin involviert waren, und ich war überzeugt, dass sich da etwas Positives anbahnte.

Sie sprachen von «zwei Dingen» ...

Damals zog ich von Jerusalem nach Tel Aviv, und das wurde zu einer Liebesaffäre. Tel Aviv war, vom Lebensgefühl her, damals schon eine Kombination von Greenwich Village und Barcelona. Es verstärkte sich bei mir das Gefühl, dass sich nach der Wahl Rabins wesentliche Dinge ereignen würden, die sich auf die Identität des Landes auswirken müssten. «Da darf man nicht abseits stehen», sagte ich mir. Nachdem ich an der Universität Tel Aviv eine Dozentenstelle erhielt, blies ich meine USA-Pläne ab.

Die Hoffnungen auf den Frieden, die Sie zu Beginn der neunziger Jahre hatten, haben sich dann zerschlagen.

Ich habe mich lange gefragt, weshalb der Entscheidungsprozess damals in die falsche Richtung führte.

Zu welchem Resultat sind Sie gekommen?

Die israelische Linke wollte in den neunziger Jahren die Realität nicht sehen. Fachleute, die die palästinensische Gesellschaft kannten, haben uns zwar immer wieder gewarnt, dass wir vom Friedenslager nicht wüssten, wovon wir sprechen. «Ihr sagt», warnten sie uns, «dass die Palästinenser bereit seien für den Frieden, also auch für Konzessionen. Aber das ist falsch.» Aber wir wollten nicht hören, was wir nicht hören wollten. «Verwirrt uns nicht mit Fakten» – das war damals unsere Geisteshaltung. Auch die Ereignisse im Jahr 2000 sehe ich heute viel komplexer als damals.

Sie sprechen Camp David an, als der abtretende US-Präsident Bill Clinton den israelischen Premier Ehud Barak und Palästinenserführer Jassir Arafat einberief, um einen Friedensplan auszuhandeln. Nach dem Scheitern brach die zweite Intifada aus.

Vor mehreren Jahren hatte ich ein sehr langes Gespräch mit dem wichtigsten islamischen Gelehrten in Israel, mit Scheich Abdullah Darwish, der die Tage unmittelbar vor der Konferenz von Camp David mit Arafat verbracht hatte. Arafat habe ihm gesagt, er wolle keinen Gipfel, da er nie auf das Rückkehrrecht für palästinensische Flüchtlinge werde verzichten können. Der Gedanke, dass palästinensische Flüchtlinge nach Israel zurückkehren, ist für keinen Israeli akzeptabel, nicht einmal für die radikalsten Linken. Doch das israelische Friedenslager wollte das Bestehen der Palästinenser auf dem Rückkehrrecht nicht wahrhaben, weil es blind auf ein harmonisches Zusammenleben mit den Palästinensern setzte.

Gibt es für diesen Konflikt keine Lösung?

Ich glaube noch daran. Deshalb engagiere ich mich sehr aktiv in der «Israeli Peace Initiative», die von Juval Rabin, dem Sohn

des ermordeten Premierministers, ins Leben gerufen worden ist.

Was strebt diese Initiative an?

Sie setzt sich in Israel für die arabische Friedensinitiative ein.

Das ist die Idee der Arabischen Liga von 2002, wonach Israel die volle diplomatische Anerkennung von arabischen Staaten erhält, wenn es sich auf die Grenzen von 1967 zurückzieht und den Staat Palästina mit Ostjerusalem als Hauptstadt anerkennt.

Die arabische Friedensinitiative ist der einzig mögliche Ansatz.

Weshalb?

Kein palästinensischer Politiker hat heute die Legitimität, auf das Rückkehrrecht der Flüchtlinge zu verzichten. Nur die Unterstützung der arabischen Staaten würde dies ermöglichen. Die arabische Welt hätte zudem die Möglichkeit, die Hamas zu neutralisieren. Der Hamas wäre klar, dass die Zerstörung Israels, welche sie anstrebt, von der arabischen Welt nicht mehr unterstützt wird.

«Die arabische Welt hätte die Möglichkeit, die Hamas zu neutralisieren.»

Wie sehen Sie Ihre Aufgabe beim erneuten Versuch, Israelis und Palästinenser zusammenzubringen?

Wir von der Israeli Peace Initiative wollen die arabische Friedensinitiative in Israel bekanntmachen und ihr zum Durchbruch verhelfen.

Wer unterstützt sie?

Es sind Politiker, ehemalige Armee- und Mossad-Chefs, Akademiker.

Zum Beispiel?

Ex-Mossad-Chef Meir Dagan und der frühere General Amram Mitzna sind aktiv bei uns, der ehemalige Geheimdienstchef Jacob Perry ebenfalls. Und das sind Leute, denen man nicht vorwerfen kann, die Sicherheitsinteressen Israels nicht zu kennen.

Seit 2002 hat sich das geopolitische Umfeld im Nahen Osten grundlegend verändert, Stichwort: arabischer Frühling. Kann eine Absichtserklärung, die über zehn Jahre alt ist, heute als Kompass dienen?

Dagan würde diese Frage bejahen. Israel müsse die heutige Situation benützen, um einen möglichst konstruktiven Dialog mit der arabischen Welt aufzubauen.

Wie soll so ein Dialog funktionieren? Wenn ein Israeli bloss einen israelischen Pass hat, kann er nur in eine sehr begrenzte Zahl arabischer Länder reisen.

Wie das funktioniert, kann ich Ihnen leider nicht sagen. Das würde das Projekt gefährden. Nehmen Sie bitte einfach zur Kenntnis, dass die Optionen real sind.

Mit wem sprechen Sie auf arabischer Seite?

Auch darüber kann ich nicht sprechen, weil es unserer Sache schaden würde. Ich darf Ihnen aber versichern: Alle Ideen, die ich Ihnen präsentiert habe, sind nicht abstrakt. Sie werden von einer Gruppe, in der ich mitmachen darf, untersucht und vorangetrieben. Auf der inoffiziellen Ebene läuft viel, sehr viel.

Sie haben die Hoffnung nicht aufgegeben?

Es reicht nicht, zu allen nett zu sein, damit alles gut wird, so wie sich das die Linke vorstellt. Aber ebenso falsch ist es, zu behaupten, es gebe bei den Palästinensern keinen Partner, um dann im Windschatten dieser Ausrede neue Siedlungen zu bauen.

Sie sind in einer internationalen Experten-Gruppe über Terror engagiert. Gewinnen Sie da neue Erkenntnisse über das Friedensprojekt?

Unsere Forschungsergebnisse stärken mich in der Überzeugung, dass eine vollkommene Aufgabe des Westjordanlands für Israel zu einem Sicherheitsproblem führen würde. Gerade das Drama in Syrien zeigt, wie schnell und leicht sunnitische Dschihadisten ein Gebiet in Besitz nehmen können. Und dasselbe könnte sich im Westjordanland wiederholen. Leider hat man in Europa für solche Szenarien wenig Verständnis. Sie sind aber real und keineswegs eine Paranoia. **Sie schreiben regelmässig über Friedensprojekte. Hand aufs Herz: Glauben Sie, dass es zu einer Annäherung zwischen Israelis und Palästinensern kommen wird?**

Sehr optimistisch bin ich nicht.

Weshalb investieren Sie dann so viel Energie in dieses Projekt?

Weil ich weder eine Alternative habe noch eine sehe.

Die exklusive Beanspruchung der Wahrheit erschwert eine Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts, weil er mehr und mehr religiöse Züge annimmt.

Eine der Tragödien des Nahen Ostens ist, dass der Israel-Palästina-Konflikt von einem nationalen auch zu einem religiösen geworden ist – und religiöse Konflikte sind meist sehr schwierig zu lösen, weil Religion keine Kompromisse erlaubt. Dies ist der Grund, warum wir schnell eine Lösung anstreben müssen.

Carlo Strenger, 1958 in Basel geboren und dort aufgewachsen, ist Professor der Psychologie an der Tel-Aviv-Universität. Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht und sich mit regelmässigen Beiträgen, unter anderem für die *Neue Zürcher Zeitung*, als Nahost-Kenner einen Namen gemacht.

Die Weltwoche jetzt auf ihrem Tablet

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig





1976

Tod einer Terroristin

In den frühen Morgenstunden des 9. Mai 1976 wurde die deutsche Terroristin Ulrike Meinhof tot in ihrer Zelle im Gefängnis Stuttgart-Stammheim aufgefunden. Wer war die Frau, die einst gegen Gewalt schrieb? Und warum erhängte sie sich?

Einst war sie Journalistin und überzeugte Gegnerin der Gewalt. Dann tauchte sie unter mit einer Handvoll junger Leute, verbreitete jahrelang Schrecken und Terror in der Bundesrepublik und wurde zur Symbolfigur für Gewalt. Wer war diese Frau wirklich, weshalb tat sie das alles, warum brachte sie sich schliesslich um? War es vollständige Resignation, die sie zu dieser Tat trieb, oder wollte sie damit einen letzten Angriff signalisieren als Revolutionärin, Anarchistin, Terroristin?

Nach der Befreiung des Kaufhaus-Brandstifters Andreas Baader in Berlin, im Mai 1970, wurde der Name Ulrike Meinhof in der Öffentlichkeit schlagartig bekannt. Ihr Steckbrief hing an fast allen Litfasssäulen. Gesucht: Ulrike Meinhof, geschiedene Röhl, Beruf: Journalistin, Belohnung: 10 000 DM, Personenbeschreibung: 35 Jahre alt, 165 cm gross, schlank, längliches Gesicht, langes, mittelbraunes Haar, braune Augen.

Einen Namen jedoch hatte sich Ulrike Meinhof schon früher gemacht. Als Kolumnistin der linksgerichteten Zeitschrift *Konkret*, für die sie zehn Jahre lang schrieb, war sie vor allem in Studentenkreisen bekannt. Ihr Engagement galt den Unterdrückten. So protestierte sie gegen die Atombombe, gegen die Notstandsgesetze, gegen die SPD, gegen die CDU, gegen die Gesellschaft – vor allem gegen die Gewalt. In jener Zeit schrieb sie einmal: «Schiessenderweise verändert man die Welt nicht, man zerstört sie. Verhandelderweise bringt man sie weiter.»

Doch neun Jahre später schien sie selber diese Worte vergessen zu haben. 1971 – damals lebte sie schon über ein Jahr im Untergrund – schrieb sie: «Was wir machen und gleichzeitig zeigen wollen, das ist, dass bewaffnete Auseinandersetzungen durchführbar sind, dass es möglich ist, Aktionen zu machen [...], natürlich kann geschossen werden.»

[...] Ihre Ziehmutter Renate Rieneck, eine der wenigen, die Ulrike wirklich sehr gut kannten, sagte in jener Zeit, als Ulrike Meinhof nach der Baader-Befreiung in der Presse als «Chefin der Baader Meinhof-Bande», «Staatsfeind Nr. 1», «Bankräuberin», «Mörderin» und «politische Amokläuferin» verteufelt wurde: «Das meiste, was über Ulrike gesagt und geschrieben wird, stimmt nicht. Sie ist weder die Chefin einer Bande noch ein politisches

Genie, noch eine verzweifelte Theoretikerin, wie Heinrich Böll sie genannt hat. Sie ist keine Revolverheldin [...]. Sie ist ein Mensch, der Ängste und Skrupel kennt, klug genug, um Heldentum als Flucht nach vorn zu begreifen. Sie kann lachen und weinen, möchte für Gerechtigkeit sorgen, ist hilfsbereit und lässt sich ausnutzen.»

Vielleicht war es gerade der letzte Punkt, der ihr zum Verhängnis wurde und sie in etwas hineinschlittern liess, aus dem es kein Zurück mehr gab. [...] Nach ihrer Scheidung zog sie



Symbolfigur für Gewalt: Ulrike Meinhof.

nach Westberlin. Dort, als die Studentenrevolte nach der Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien und der Erschiessung des Studenten Benno Ohnesorg den Höhepunkt erreichte, gingen bei Ulrike Meinhof irgendwie die Sicherungen durch.

[...] Bereits im Herbst 1969 kündete Ulrike, die an der Freien Universität in Berlin einen Lehrauftrag erhalten hatte, an: «Wir werden Aktionen machen, Aktionen, Aktionen.» Die erste dieser Aktionen war die Befreiung des Kaufhaus-Brandstifters Andreas Baader. [...]

Sie dachte nicht daran, dass es anlässlich der Befreiung Verletzte geben würde. Doch es gab

sie, und den Steckbrief über sie gab es auch. Hinter ihr war mit einemmal eine Tür zugeschlagen worden, ohne dass es ihr klar war. Von nun an musste Ulrike Meinhof im Untergrund leben. Hatte sie das wirklich gewollt? Gewiss, sie hätte sich der Polizei stellen können. Konnte man das aber von ihr erwarten? [...] Ihre Freunde in der Gruppe zu verlassen, kam für sie überhaupt nicht in Frage. Sie blieb bei ihnen, auch als es die ersten Toten gab, als auch die ersten Bomben gezündet wurden.

[...] Seit bald einem Jahr stehen neben Ulrike Meinhof die drei anderen Angeklagten – Gudrun Ensslin, Andreas Baader und Jan Carl Raspe – in Stuttgart-Stammheim vor Gericht. Je mehr Zeit verstrich, desto weniger hörte man in der Öffentlichkeit von diesem Prozess. Ulrikes Tod kam völlig unerwartet. Es gibt keine plausible Erklärung dafür. Sie hinterliess keine schriftlichen Aufzeichnungen. Bereits reden die Pflichtverteidiger der Angeklagten und die linken Anwälte davon, dass der Staat Ulrike Meinhof ermordet hat. Von Seiten der Staatsanwaltschaft jedoch ist zu hören, dass sich die vier Angeklagten in letzter Zeit verstritten hatten. Ulrike Meinhof sei mit der Erklärung von Gudrun Ensslin, die sich kürzlich im Namen der vier Angeklagten verantwortlich für die Bombenanschläge auf die US-Quartiere in Heidelberg und Frankfurt sowie auf das Springer-Hochhaus in Hamburg erklärte, nicht einverstanden gewesen. «Wozu das Eingestehen», soll sie gesagt haben. «Sie sollen uns doch das beweisen.»

War es nun die Einsicht über die Unfähigkeit zu siegen, die Einsicht über die Ohnmacht, war es das Gefühl des völligen Unverstandenseins? War es Verzweiflung, abgrundtiefe Resignation oder gebrochener Mut und Schwäche, die Ulrike Meinhof diesen Schritt tun liessen? War es eine Kurzschluss-handlung oder ein langer Prozess gewesen? Oder war es für sie einfach nur die letzte Konsequenz, noch einmal darauf aufmerksam zu machen, dass eine Rote-Armee-Fraktion (RAF) immer noch dazu da ist, die Gesellschaftsordnung in der Bundesrepublik zu verändern?

Der Artikel «Tod einer Terroristin» von Mascha M. Fisch erschien am 12. Mai 1976 in der *Weltwoche*.

Tödlicher Strahlenmythos

Die Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki vor genau 68 Jahren waren ein furchtbares Ereignis. Die Spätfolgen der Nuklearstrahlung, die damals freigesetzt wurde, sind aber weit geringer, als gemeinhin angenommen wird. Von Walter Rüegg* und Alex Reichmuth



«Hunderttausende von Toten»: Gedenken an die Opfer von Hiroshima.

Am 6. August vor 68 Jahren warfen die Amerikaner die Atombombe «Little Boy» über Hiroshima ab. Für die Bewohner der japanischen Stadt hatte deren Explosion, 600 Meter über dem Boden, fürchterliche Folgen. Eine Druckwelle zerstörte im Umkreis von zwei Kilometern praktisch alle der leichtgebauten Holzhäuser und brachte Zehntausende von Menschen um. Ein Feuerblitz, «heller als tausend Sonnen», fügte unzähligen Menschen tödliche Brandverletzungen zu. Ein Feuersturm, ausgelöst durch offenes Feuer in den Behausungen, fegte über das Stadtzentrum und kostete vielen weiteren Menschen das Leben. Und diejenigen, die am 6. August 1945 nicht starben, waren oft so stark radioaktiv bestrahlt worden, dass sie die darauffolgenden Wochen und Monate nicht überlebten. Die Atomexplosion wirkte sich darum besonders schlimm aus, weil die Bewohner Hiroshimas

völlig unvorbereitet waren. Die Temperatur betrug etwa dreissig Grad. Viele trugen leichte Sommerkleidung und erlitten darum besonders schwere Verbrennungen. Vor dem Abwurf

Die durchschnittliche Lebenserwartung verkürzte sich um vier Monate.

war zwar Fliegeralarm ausgelöst worden. Diesen hatte die Abwehr aber rasch wieder zurückgenommen – weil nur drei Flugzeuge am Himmel erschienen waren.

Wie viele Todesopfer die Atombombe in Hiroshima forderte, konnte man nie genau ermitteln. Die Schätzungen reichen von 80 000 bis 140 000 Toten. Präzisere Angaben waren vor allem darum nicht möglich, weil es in dieser Zeit auch aus anderen Gründen viele Tote

gab. Die meisten jungen Männer standen im Kriegsdienst. Viele von ihnen kehrten nicht zurück. Mitte September 1945 setzte ein gewaltiger Wirbelsturm die Stadt unter Wasser und tötete nochmals viele Menschen. Unterernährung, Infektionskrankheiten und fehlende medizinische Hilfe sorgten für eine grosse Zahl weiterer Todesopfer.

Drei Tage nach dem 6. August warfen die Amerikaner über Nagasaki mit «Fat Man» eine zweite Atombombe ab. Diese war deutlich stärker. Weil sie aber etwa zwei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt detonierte, gab es weniger Tote als in Hiroshima. Die Schätzungen reichen von 40 000 bis 80 000 Opfern.

Falsche Zahlen in den Medien

All das ist eigentlich schrecklich genug. Doch glaubt man Umweltorganisationen und anderen NGOs, ist seit 1945 eine riesige Zahl von Menschen in Hiroshima und Nagasaki dazugekommen, die an den Spätfolgen der nuklearen Strahlung gestorben sind. Greenpeace schreibt von «Hunderttausenden», die «in den darauffolgenden Monaten, Jahren und Jahrzehnten den Folgen der Strahlung» erlegen seien. «Bis heute sterben jährlich Tausende an Leukämie oder verschiedenen Formen von Krebs», behauptet das Umweltinstitut München.

In den Medien tönt es ähnlich. So schrieb *Newsnetz* vor zwei Jahren ebenfalls von «Hunderttausenden, die in den Jahren danach an den Folgen der Strahlung starben». Regelmässig berichten Zeitungen und Fernsehsender jeweils Anfang August, dass innert Jahresfrist Tausende neue Strahlenopfer dazugekommen seien – mit Verweis auf die alljährliche Gedenkveranstaltung im Friedenspark von Hiroshima, wo die Namen der Toten in Büchern festgehalten werden. Laut NZZ und SRF sollen es letztes Jahr zum Beispiel 5729 Tote gewesen sein, die in den zwölf vorangehenden Monaten wegen der Radioaktivität gestorben sind.

Falsch sind solche Informationen allesamt. Es sterben zwar in der Tat noch immer Menschen wegen der Verstrahlung vor 68 Jahren. Aber es sind vergleichsweise wenig: pro Jahr etwa 30 bis 35, wenn man auch Nagasaki einbezieht.

Wie kommt man auf diese Zahlen? Unmittelbar nach dem August 1945 wurden in den beiden Städten etwa 20 000 Menschen strahlenkrank. Sie hatten anfangs Symptome wie

Durchfall, Übelkeit und Kopfschmerzen und litten einige Wochen später an Haarausfall und Blutarmut. Mehrere Tausende Betroffene hatten eine tödliche Dosis Radioaktivität abbekommen und überlebten die Strahlenkrankheit nicht. Aber denjenigen, die sie überstanden, ging es schon nach wenigen Wochen oder Monaten wieder gleich gut wie den nicht verstrahlten Überlebenden.

Schon kurz nach den Atombombenabwürfen begannen Japan und die USA, den Gesundheitszustand der Überlebenden intensiv zu erforschen. Die wissenschaftlichen Programme dauern zum Teil bis heute an. Milliarden von Dollars wurden investiert. Es handelt sich ohne Zweifel um die aufwendigsten medizinischen Untersuchungen aller Zeiten. Zentrale Bedeutung kommt insbesondere der Life Span Study (LSS) zu, einer Langzeitstudie, die 1950 startete und den Gesundheitszustand von über 86 000 Überlebenden erfasste. Davon waren etwa 50 000 mehr oder weniger intensiver nuklearer Strahlung ausgesetzt gewesen – unter ihnen auch die ehemals Strahlenkranken. Beim Rest handelte es sich um Überlebende, die nicht verstrahlt worden waren – sei es, weil sie sich weit entfernt von den Detonationen aufgehalten hatten oder vorübergehend gar nicht in Hiroshima beziehungsweise Nagasaki gewesen waren.

Eine erste Spätfolge zeigte sich nach wenigen Jahren: Einige Überlebende bekamen Leukämie und starben daran. Es waren aber vergleichsweise wenig Menschen betroffen. Gemäss LSS gab es maximal etwa acht Fälle mehr pro Jahr, als aufgrund statistischer Leukämie-Werte zu erwarten waren. Zehn Jahre nach den Bombenabwürfen war die Häufung vorüber. Bis ins Jahr 2000 zählte man insgesamt 204 Leukämie-Tote, wovon die Mediziner 93 Fälle (statistisch) auf die Radioaktivität zurückführten. Das sind weniger als 0,2 Prozent aller verstrahlten Überlebenden. Selbst bei Überlebenden, die eine fast tödliche Strahlungs-dosis abbekommen hatten, betrug das Leukämie-Risiko «nur» drei Prozent.

Rauchen ist schlimmer

Die bedeutendste Spätfolge der Radioaktivität ist die Zunahme sogenannter solider Tumore im Alter – insbesondere in der Lunge und in der Brust. Ein einzelner Krebsfall lässt sich zwar nie eindeutig auf die Einwirkung von Strahlung zurückführen. Man kann aber aufgrund von Vergleichen mit nicht verstrahlten Menschen abschätzen, wie stark das Krebsrisiko erhöht ist, je nach Dosis. Erhöht ist auch das Risiko, wegen der Verstrahlung vorzeitig aufgrund von Herz-Kreislauf-Problemen zu sterben. Gemäss den neuesten verfügbaren Zahlen gab es bis 2003 gemäss der Studie LSS 880 Todesfälle, die statistisch auf die Wirkung der Radioaktivität zurückzuführen sind. Abschätzungen ergeben, dass derzeit jährlich 30

bis 35 neue Todesfälle dazukommen. Man nimmt an, dass am Ende insgesamt 1500 Überlebende der Atombombenabwürfe wegen der Langzeitwirkung der Strahlung vorzeitig verstorben sein werden – also keineswegs «Hunderttausende», wie immer behauptet wird. 1500 sind drei Prozent aller 50 000 Menschen, die 1945 verstrahlt wurden. Oder anders ausgedrückt: Die durchschnittliche Lebenserwartung der verstrahlten Überlebenden verkürzte sich um vier Monate.

Sind zwei bis drei Prozent vorzeitige Todesfälle (im Alter) viel? Allgemein beträgt das Risiko in Japan, an Krebs zu sterben, 22 Prozent. Die Strahlung vergrösserte dieses Risiko also vergleichsweise geringfügig. Die Erhöhung der Krebsrate liess sich gar nur mit grossangelegten Erhebungen überhaupt nachweisen.



«Heller als tausend Sonnen»: Hiroshima, 1945.

Insbesondere ist Krebs bei den Überlebenden deutlich seltener auf die Radioaktivität zurückzuführen als auf ungünstigen Lebenswandel – sei es wegen übermässigen Tabak- oder Alkoholkonsums, wegen Bewegungsmangels oder schlechter Ernährung.

Regelmässiges Rauchen zum Beispiel reduziert die Lebenserwartung um fünf bis zehn Jahre. Pro Jahr sterben rund zehnmal mehr der verstrahlten Überlebenden wegen Rauchens als wegen strahlenbedingten Krebses. Eine Erhöhung des Risikos um zwei bis drei Prozent bedeutet auch, dass fast alle Verstrahlten nie strahlenbedingten Krebs bekommen und seit dem Abklingen einer allfälligen Strahlenkrankheit ohne gesundheitliche Beeinträchtigungen leben. Dies ganz im Gegenteil zu den Tausenden von Menschen, die 1945 in Hiroshima und Nagasaki schwer verletzt wurden und lebenslang mit Behinderungen wie einer Am-

putation oder Querschnittlähmung klarkommen müssen.

Keine Missbildungen

Bei den etwa 5000 neu Verstorbenen, deren Namen alljährlich im Friedenspark von Hiroshima festgehalten werden, handelt es sich auch keineswegs nur um diejenigen, die den Spätfolgen der Radioaktivität erliegen. Aufgelistet werden jeweils sämtliche Überlebenden des Atombombenabwurfs, die innerhalb von zwölf Monaten gestorben sind. Die Stadt Hiroshima schreibt im Internet denn auch von «Todesfällen von damaligen Bewohnern», die immer im August aufgeschrieben würden. Auf Anfrage der *Weltwoche* bestätigt die Stadtverwaltung ausdrücklich, dass es sich um alle Überlebenden handelt, die innert Jahresfrist verstorben sind. Dennoch verbreiten Journalisten regelmässig falsche Informationen – ob aus Vorsatz oder Fahrlässigkeit, sei dahingestellt.

In den Medien heisst es auch immer wieder, dass radioaktive Strahlung bei ungeborenen Kindern Missbildungen hervorrufe. «Aus den Erfahrungen nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl ist bekannt, dass [...] Erbgutschäden sowie Missbildungen von Babys auftreten», verbreitete etwa das Schweizer Fern-

Viele schwangere Japanerinnen trieben ihr Kind ab – aus Angst vor Missbildungen.

sehen 2011. Es wurde aber weder nach «Tschernobyl» noch nach den Atombombenabwürfen in Japan (wo die Strahlendosen ungleich höher waren) je eine erhöhte Zahl missgebildeter Kinder registriert. Richtig ist einzig, dass sehr stark verstrahlte Menschen in Japan zum Teil genetische Schäden aufwiesen. Diese übertrugen sich aber nie auf später gezeugte Kinder.

Insgesamt zeigen die Untersuchungen in Fukushima und Hiroshima, dass nukleare Strahlung vergleichsweise wenig gravierende Langzeiteffekte hat. Irrtümlich gehen die meisten Menschen aber vom Gegenteil aus. Die übertriebene Angst vor radioaktiver Strahlung hat zuweilen selber schreckliche Folgen: Nach dem Atomunglück in Fukushima trieben viele schwangere Japanerinnen ihr Kind ab – aus Angst vor Missbildungen. Eine solche Gefahr bestand angesichts der vergleichsweise sehr tiefen Radioaktivitätswerte aber nie. Dennoch mussten viele Ungeborene sterben.

* **Walter Rüegg** ist Kernphysiker und war während vieler Jahre Chefphysiker der Schweizer Armee und befasste sich in erster Linie mit den Auswirkungen von Nuklearwaffen.

Impresario im Paradies

Er war Marktführer im Welthandel mit Elefanten, Löwen und anderen wilden Tieren und lieferte Ureinwohner für Völkerschauen an hiesige Zoos. Der vor hundert Jahren verstorbene Zampano Carl Hagenbeck eroberte die Herzen seiner Zeit. Vor allem in Basel. *Von Dagmar Just*

März 1893, auf den Ozeanen herrscht Hochbetrieb: 50 000 Aussteller aus fünfzig Ländern verschiffen ihre Exponate nach Chicago zur Weltausstellung. Frankreich schickt Parfüms und dazu Rodins Plastik «Der Kuss» über den Atlantik. Die Schweiz Genfer Uhren und ein 112 Meter langes «Panorama des Alpes bernoises», und aus Deutschland kommt ein Tempel aus Schokolade nebst einer Menagerie. Sie gehört Carl Hagenbeck, dem Pionier und Marktführer im Welthandel mit wilden Elefanten, Giraffen, Hyänen, Nashörnern, Löwen, Nilpferden, Antilopen, Erdferkeln, Kaffernbüffeln, Straussen, Papageien, Affen. Es ist die Zeit vor dem Siegeszug des Kinos und der Massenfotografie. Das Abendland erfindet gerade die Moderne: Glühlampe, Jeans, Untergrundbahn, Wolkenkratzer, Schreibmaschine, Kaugummi, Reissverschluss, elektrischer Stuhl. Und jeder Schritt, mit dem es sich vom Paradies entfernt, füttert die Sehnsucht nach diesen unstillbar. Damals möbliert der Adel seine Parks mit immer neuen Exoten, botanische Gärten und Tierparks entstehen, zoologische Stationen, Tierschauen, Grosstier-Zirkusse.

Giraffomanie in Paris

Mit Zarafa fing alles an: Sie war die erste lebende Giraffe, die Europa nach mehr als 300 Jahren sah. 1827 bekam sie der französische König vom ägyptischen Pascha Muhammad Ali geschenkt. Prompt befahl Paris eine Giraffomanie: Damen steckten das Haar *à la girafe*, Herren trugen, hohe Hüte, *girandiques*, zu gefleckten Westen und Krawatten, Maler verewigten Zarafa in Öl und Pastell, und als sie 1845 starb, stopfte man sie aus und stellte sie ins Museum. Die zweite Giraffe aus dem Diplomatengepäck des Paschas kam nach Windsor, überlebte dort aber nicht mal ein Jahr. Darum bekam der britische Generalkonsul in Kairo von der Royal Zoological Society Order, Ersatz für sie bei den einheimischen Tierfängern zu beschaffen. Dies war die Geburtsstunde des kommerziellen Tierimports nach Europa, und hier beginnt Carl Hagenbecks sagenhafter Aufstieg.

Er ist der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort mit dem Instinkt für den neuen Markt wie ein Trüffelhund. Mit fünfzehn beginnt er als Lehrling in der bescheidenen Fisch- und Zoohandlung des Vaters. Mit 22 verkauft er schon eine 20 000 Mark teure Rarität nach London an den finanzstärksten Zoo der Zeit: das erste Panzernashorn in Europa.

Mit dreissig verfügt er über ein weltweites Netzwerk von Kapitänen, Tierfängern und Agenten. Zu seinen Stammkunden zählen alle grossen Tierparks, Wandermenagerien und Privattierhalter. Die Mailänder Scala braucht einen Elefantenbullen? – Er liefert ihn, zahm und pünktlich zur neuen «Aida». 1874 eröffnete er seinen ersten eigenen Tierpark – im gleichen Jahr wie Basel den «Zolli». Noch zehn Jahre später kennt ihn von Brüssel bis Göteborg, von Breslau bis Kopenhagen und Paris nicht nur die Fachwelt, sondern jedes Kind.

Menschen, Tiere, Sensationen

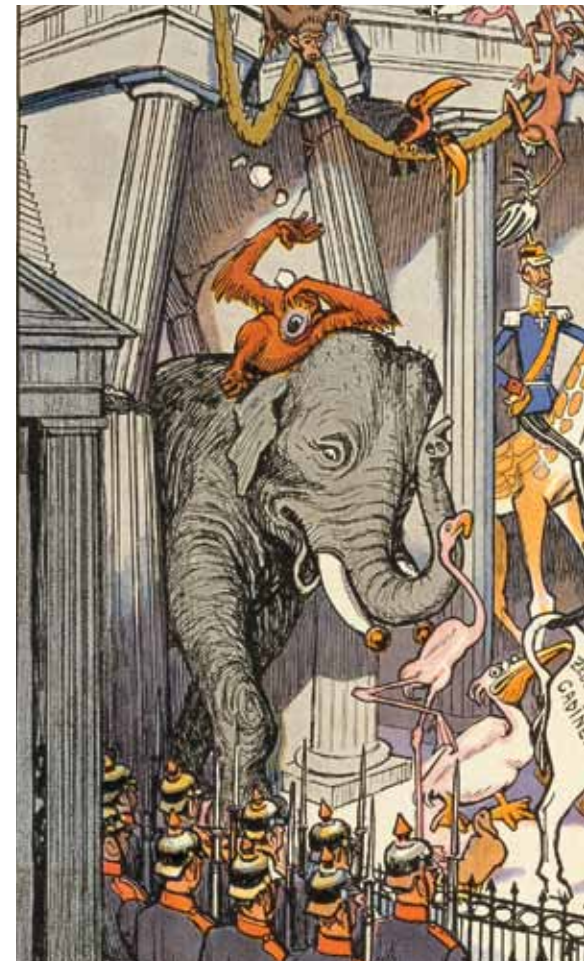
«Um Afrika / zu sehen / macht man keine lange Reise, / sondern geht zu den / 100 Somali / im Somalidorf in Hagenbecks Tierpark.» Stichwort Völkerschauen. Er hat sie nicht erfunden, aber so geschickt pädagogisch-populistisch inszeniert, dass sie zu Massenevents werden. Ab 1875 locken seine «Menschen, Tiere, Sensationen» mit dem Exotik-Touch astronomisch grosse Besucherscharen in die europäischen Tiergärten. An einem Sonntag 1877/78 kommen nach dem Motto «Für fünfzig Pfennig um die Welt» 62 000 Menschen zu seiner «Nubier-Caravane» in Berlin. Und 1886 strömt in Paris eine Million in anderthalb Monaten zu «Hagenbeck's anthropologisch-zoologischer Ausstellung <Die Singhalesen>» in den Jardin d'Acclimatation. Der Basler Zoo plant 1884 speziell für diese Grossveranstaltungen die sogenannte Festmatte. Schon 1885 kann er sich dazu gratulieren: «In den zwölf Tagen der Ceylonausstellung drängten sich rund 50 000 Besucher durch den Park, was der Hälfte der Jahresbesuchergesamtzahl entsprach.» Und zu den späteren Kalmücken-, Somali-, Schuli-, Dinka-Schauen kamen solche Massen wie heute zu grossen Fussballspielen oder Open-Air-Konzerten. Es ist die Hoch-Zeit des Kolonialismus, und Carl Hagenbeck gibt wie jeder Showmaster dem Publikum genau das, was es verlangt: «Ein Zyniker ist ein Schuft, dessen mangelhafte Wahrnehmung die Dinge sieht, wie sie sind, statt wie sie sein sollten» – Ambrose Bierce.

1893, zur Weltausstellung in Chicago, ist der Inhaber des exotischsten Imperiums des 19. Jahrhunderts 49-jährig und ein Weltstar auf dem Olymp, aber noch lange nicht am Ende. Seine «Zoological Arena» wird auch hier, auf der kilometerlangen Vergnügungsmeile am Michigansee, zu einer der populärsten Attraktionen auf dem ganzen Gelände. Die von hundert Arbeitern errichtete Arena ist kreisrund, zweigeschos-

sig und pompös. Ein Mix aus Kolosseum und Luxushotel mit Platz für 5000 Besucher und drei Publikumsmagneten: achtzig Papageienarten und eine riesige Affensammlung in einem Grossaquarium zur Fauna und Flora des Indischen Ozeans. Über 2000 Kult- und Gebrauchsgegenstände verschiedener Völker mit ausgestopften Tieren in einer ethnografischen Mega-Kollektion, die am Ende gar zum Verkauf steht.

Afrika aus Gips und Draht

Und dann die Arena für Tierdressuren. Täglich vier einstündige Shows mit gemischten Tiergruppen und wechselnden Nummern – das ist der Renner. Zumal Hagenbecks Markenzeichen die sanfte Dressur ist – damals eine Sensation. Und dann steigt der Maestro statt eines erkrankten Dompteurs auch noch selbst in den dreissig Fuss hohen Gitterkäfig und zeigt den berühmten Löwenritt auf dem Pferd und den Dreirad fahrenden Tiger. Das Publikum tobt. Die Presse feiert den grossen Hagenbeck als «Animal Trainer». Ein Ritterschlag im



«Der Hagenbeck kommt!»: Plakat von 1911.

Land von «Barnum & Bailey – «Greatest Show on Earth».

Mit Sicherheit hat Hagenbeck in Chicago das Panorama der Berner Alpen gesehen. 1891 vom Genfer Unternehmer Charles Henneberg bei seinem Landsmann Auguste Baud-Bovy in Auftrag gegeben, hatten die 2000 Quadratmeter grossen Berge bereits Paris begeistert. Panoramen hatten Konjunktur. Zwischen 1880 und 1914 gab es allein in Berlin 21 solcher Rundgemälde mit einem Themenspagat von der Sintflut bis Sedan. Aber erst angesichts der gigantischen Alpenkulisse muss Hagenbeck beschlossen haben, auf den Panoramazug aufzuspringen und ihn zu «hagenbeckisieren».

Kurz darauf startet er ein Pilotprojekt. Für die grosse Somalischau im Londoner Kristallpalast lässt er aus Gips und Drahtgeflecht eine Art afrikanische Panoramalandschaft mit Dorf bauen, in dem Somalier den Besuchern lebendigen Alltag vorführen, kochen, nähen, Tiere füttern. 1896 legt er das «Eismeer-Panorama» nach. Eine simulierte Gletscherszenerie mit echten Wasserflächen für 25 lebende Seehunde, 11 Eisbären, 27 Möwen, 5 Kormorane, 2 Basstölpel. Das Publikum steht Schlange. Hagenbeck meldet sein «Naturwissenschaftliches Panorama» als Patent an. Und lädt im gleichen Jahr den Schweizer Urs Eggenschwyler, Tierbildhauer, Menageriebesitzer und Exzentriker, der wie andere ihren Pudel eine Löwin an der Leine spazieren führt, zur Mitarbeit an seinem neuen Projekt ein.

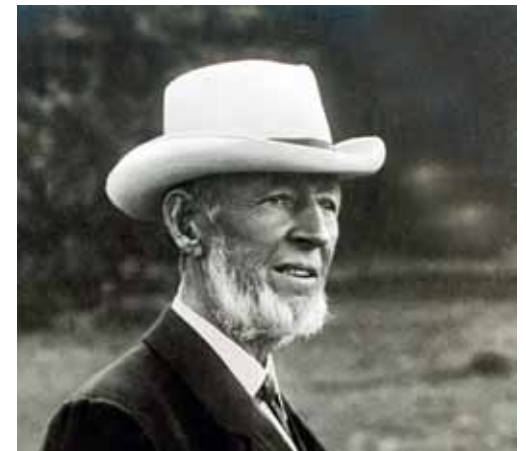
Hagenbecks letzter Coup: sein Tierpark in Hamburg Stellingen, eröffnet am 5. Mai 1907. Davor waren Tiere Strafgefangene, eingesperrt in vergitterten Verliesen. Die glücklicheren darbtten in Folkloregefängnissen: Tiger in romantischen Burgen, Elefanten in indischen Pagoden, Antilopen in maurischen Moscheen. Carl Hagenbeck wollte das Gegenteil: «Räume, die mit den Lebensgewohnheiten der Tiere harmonieren und ihnen die Freiheit vortäuschen, die sie verloren haben». Er nennt es «zoologisches Paradies». Als erster Zoodirektor der Welt verzichtet er auf Gitter und ersetzt sie durch Absperrgräben. Statt düsterer Gefängnisarchitekturen installiert er Freisichtanlagen und geräumige Gehege, und statt Isolationshaft der Arten zu dulden, kreierte er die Hauptattraktion von Stellingen: «eine felsartige Landschaft, in der viele verschiedenartige wilde Tiere, die sich sonst im Leben ausschliessen, scheinbar friedlich durcheinanderlaufen», schwärmt ein zeitgenössischer Tierpark-Führer.

Ganz vorn befindet sich in diesem Paradies die Teich-Anlage mit den Schwimm-, Wat- und Stelzvögeln, dahinter ein unsichtbarer Absperrgraben, dem das «Mittelgehege» mit den Huftieren folgt. Dann das «Raubtierpanorama», das gegen den Horizont vom «Hirschgebirge» abgeschlossen wird. Eine Utopie.

Hagenbecks Michelangelo bei deren Umsetzung ist Urs Eggenschwyler. Für zwanzig

Mark pro Tag soll er das Herz des Ganzen, die Kunstfelsenanlage, projektieren. Dafür baut er zuerst ein Holz-Eisen-Skelett, das er mit Maschendraht bezieht, bevor er mit einem Putzbewurf die Silhouette formt und mit echten Granitfindlingen kombiniert, die ihrerseits filmreif von einem Arbeitselefanten, geführt von einem singhalesischen Mahut, an den Zielort geschleppt und dort malerisch geschichtet werden.

Das Resultat ist für alle Seiten befriedigend: «Der Könnerschaft des sensiblen Bildhauers sind die Naturnähe und die höchst abwechslungsreiche Beschaffenheit der Oberfläche der Kunstfelsen im Tierpark zu verdanken», lautet das zeitgenössische Fazit. Bereits im ersten Jahr strömt fast eine Million Besucher inklusive deutschen Kaisers und seiner Entourage in den Tierpark. Hagenbeck selbst schreibt inzwischen seine Autobiografie, die sofort ins Englische, Italienische, Dänische übersetzt wird. Daneben sammelt er Orden und Mitgliedschaften in Wissenschaftsgremien, europäische Ehrentitel und Aufträge zur Gestaltung von Zoogehegen in Cincinnati, Rom, Nürnberg, München. Urs Eggenschwyler wird vom Zoo Basel mit dem Bau des Murmeltierfelsens beauftragt. Und der Zoo wirbt bis heute, 2013, für seine Philosophie mit dem Slogan: «Die Tiergartenbiologie im Zolli ist von Carl Hagenbeck geprägt und seinen Ideen von Tieren in gitterlosen Freianlagen.» ○



«Tiere in Freianlagen»: Hagenbeck um 1900.



Der letzte Coup: Somalis in Stellingen, 1907.

Im Auge des Betrachters

Mit dem Sommer endet auch ein Stück Gleichberechtigung. Wenn Frauen jüngere Männer mustern, stört das keinen. Warum ist es umgekehrt ganz anders?

Von *Beatrice Schlag*

Der Sommer ist da, ein Stück Gleichberechtigung geht. Männer tragen im Alltag keine Hotpants. Und wenn, ernten sie nur Gelächter. Das Gleiche, wenn sie ihre Hemden auf der Strasse bis zum Bauchnabel aufknöpfen. Jungen Frauen hingegen ist das nicht nur erlaubt, es sieht manchmal auch unverschämt gut aus. Also sieht man hin, als Frau und als Mann. Frauen haben damit kein Problem, weder die Angeschauten noch die Schauenden. Ganz anders mit den Männerblicken. Die bereiten den angestarrten Frauen Unbehagen. Den starrenden Männern verblüffenderweise auch.

In der britischen *Daily Mail* erschien vor kurzem das Geständnis eines 59-jährigen Redaktors, er sei angesichts des offen hergezeigten Frauenfleisches in Londons Hitze machtlos gegen seinen Gaffetrieb. «Ich weiss nicht genau, wann genau wir uns von normalen Männern mit einem Auge für hübsche Frauen in lechzende alte Männer verwandeln, aber bei mir muss es klar eine Weile her sein. Und ich bemerke seit einiger Zeit, dass junge Frauen, wenn ein Mann in meinem Alter auf ihre Beine sieht, an ihren Mikro-Jupes herumzuzerren beginnen und vergeblich versuchen, einen Millimeter mehr Haut zu bedecken. Es tut mir leid.»

Gleichzeitig haderte der Redaktor zu Recht mit der Tatsache, dass ältere Frauen ohne Scheu die kräftigen Waden und Oberarme junger Rucksacktouristen bewundern dürfen, ohne bei ihnen Verlegenheit auszulösen.

Die Reaktionen auf den Artikel waren in der überwiegend männlich besetzten Themenkonferenz der *Weltwoche* äusserst lebhaft. Fazit: Männer schauen alle schneller, als sie denken können, und die Schuldgefühle dabei sind auch den jüngeren geläufig. Allerdings nur, wenn sie sich in Anwesenheit ihrer Partnerinnen beim Starren ertappen oder, schlimmer noch, von ihnen ertappt werden. Am peinlichsten, sagte mehr als einer, sei die Vorstellung, für pädophil gehalten zu werden, wenn der Blick einem blutjungen Mädchen gilt.

Dass Männer sich beim Gaffen schuldig fühlen könnten, geht Frauen selten durch den Kopf. Das liegt daran, dass ihre Blicke so selten diskret wirken. Was die Frau wahrnimmt, ist ein ungeniert taxierendes Abmustern, so selbstbewusst, als wolle jede Frau in Hotpants doch nichts anderes als genauso angesehen werden. Und genau da liegt das Dilemma.

Wenn man Frauen fragt, warum sie sich schminken, aufbrezeln, kurze Shorts, tief aus-

geschnittene Blusen und hohe Absätze tragen, sagen sie, sie täten das nicht für die andern, sondern für sich. Um sich gut zu fühlen. Es ist die müdeste Lüge der Welt. Wie viele Frauen tragen High Heels, wenn sie allein daheim sind? Natürlich kleidet und schminkt man sich, um gut auszusehen. Aber warum gibt man sich dabei sehr viel mehr Mühe, wenn man unter Leute geht, als wenn man zu Hause bleibt? Damit jemand hinschaut. Empört sind Frauen auch nicht, wenn Männer sie begehrt anschauen, sondern wenn es die falschen sind. Die falschen Männer sind die hässlichen oder gesichtslosen und vor allem die zu alten. Von einem mehr oder weniger gleichaltrigen, gutaussehenden Mann anerkennend beäugt zu werden, stört, wenn sie ehrlich ist, keine Frau. Die lästigen Blicke sind die der alten Säcke.

Er lässt die Scheibe runter

Alte Säcke sind in den Augen junger Frauen ungefähr alle Männer über vierzig. Die Frauen würden sie glatt übersehen, wäre ihr Starren nicht so irritierend. In einem aufgebrachten Beitrag schrieb eine Jenny im Internet zum Thema: «Ich hatte gestern wieder mal richtig die Nase voll! Ich war mit meinem Rad unterwegs, und da fuhr mir doch so ein Typ mit seinem Auto ewig lange hinterher. Ich hielt an, um ihn vorbeizulassen. Was macht er? Lässt die Scheibe runter

und fragt mich, ob es denn nicht zu kalt für mich sei, und ich solle aufpassen, was ich anziehe. Allerdings hätten ihm der pinkfarbene String und das Steiss-Tattoo darüber schon gefallen. Eh sorry, aber ist doch meine Sache, was ich anziehe, oder nicht? Ich kann doch nichts dafür, dass auf dem Rad nun mal die Hose runterrutscht und man dann die Unterwäsche sehen kann. Muss man dann so hinglotzen? Und vor allem in dem Alter!! Der war mindestens 40!»

Man kann jungen Frauen nicht übelnehmen, wenn sie noch nicht glauben können, dass der Mensch, nicht nur der Mann, auch nach vierzig ein sexuelles Wesen bleibt. Sauer hingegen macht ein Satz wie «Ich kann doch nichts dafür, dass auf dem Rad die Hose rutscht». Jede Frau weiss, dass es so ist und was sie zur Schau stellt, wenn's rutscht. Wenn sie sich für blosse Haut entscheidet, wird sie überwiegend Reaktionen von Männern bekommen, die sie nicht interessieren. Jene, deren Aufmerksamkeit ihr angenehm wäre, sind jung, gutaussehend, haben Stil und schauen schon deswegen kaum, weil ein pinker Tanga, der über die Hose ragt, eine Alarmglocke für schlechten Geschmack ist.

Sommerliche Bitte an Männer: Schauen Sie hin, aber glotzen Sie nicht. Ein stierer Männerblick ist nicht nur peinlich für Frauen. Er stempelt auch Sie sofort ab, und zwar als alten Sack. Egal, ob Sie 30 oder 60 sind. ○



Kurze Shorts, tiefer Ausschnitt.



Bekenntnisse

Der Reiz der Seelenkunde

Psychologen haben eine schlechte Presse. Ihr Fach, einst bejubelt, wird heute weitgehend kritisch gesehen. Ich halte dagegen: Die Psychologie hat nichts von ihrer Faszinationskraft verloren.

Ein Essay von Allan Guggenbühl

Anfang der neunziger Jahre erhielt der Fachkreis Psychologie der Diplommittelschule, an der ich unterrichtete, Post von den psychologischen Fakultäten der Universitäten der Schweiz: Massnahmen gegen den ungebremsten Zustrom von Studenten, die Psychologie studieren wollten, müssten getroffen werden! Die Hörsäle seien übertoll und die Assistenten überlastet. Vor allem: Diese jungen Menschen hätten völlig falsche Vorstellungen von Psychologie! Nicht die Reflexion über das Wesen des Menschen stehe im Vordergrund, sondern wissenschaftliches Denken! Ultimativ wurden wir aufgefordert, Forschungsdesigns, Reliabilität, Validität, statistische Signifikanz durchzunehmen und spekulative Modelle über den Menschen zu unterlassen. Keine Psychoanalyse, humanistischen Theorien, Traumdeutungen und anderen wilden Sachen. Der Aufruf liess uns ganz perplex zurück: Was war denn so schlecht daran, dass man über sich nachdenken wollte? Das Fach Psychologie war populär, und die Studierenden dürstete es nach Wissen.

Die Faszination ist nicht abgeebbt. Die Psychologie ist eine der wenigen Wissenschaften, die Allgemeingut wurden. Die Begriffe der Gründerväter der Psychoanalyse, Sigmund Freud und C. G. Jung, wurden weltweit in den allgemeinen Wortschatz übernommen. Wenn wir über die Hintergründe unseres Verhaltens nachdenken und Mitmenschen verstehen wollen, dann sprechen wir von Intro- und Extraversion, von freudschen Fehlleistungen, Komplexen, Neurosen, dem Unbewussten, Narzissmus, Archetypen, dem Über-Ich oder dem Ödipus-Konflikt. Zur Irritation der akademischen Psychologie haben sich diese Wörter im kollektiven Bewusstsein festgesetzt.

Jahr für Jahr verstand es die Psychologie, Themen aufzugreifen, die Menschen brennend interessieren und umtreiben. Heute reitet die Neuropsychologie auf einer Erfolgswelle. Die Schweiz nimmt einen prominenten Platz ein: Beim weltweit über Jahrzehnte berühmtesten Schweizer handelt es sich um einen Psychologen. Hätten wir einen ähnlichen Umgang mit Berühmtheiten, wie er in den USA gepflegt wird, der Flughafen Zürich Kloten wäre schon längst in «C. G. Jung Airport» umgetauft worden. Worin gründet diese andauernde Faszination für Psychologie?

«Ich habe mir eine genaue Liste der Produkte erstellt, die ich kaufen werde!», versicherten die meisten Personen vor dem Einkaufszentrum. Als man sie nach der Einkaufstour wieder befragte, waren sie überzeugt, nur die Produkte auf der Liste gekauft zu haben. «Und diese Schokolade?» – «Aha! Meine Nachbarin hat mir sie empfohlen!» Die Inhalte der Einkaufswagen waren substanziell erweitert worden. Alle Einkäufer hatten jedoch eine plausible Erklärung parat.



Hintergründe unseres Verhaltens.

Die Diskrepanz zwischen Absicht und Tat ist typisch für den Menschen. Dass wir ein widersprüchliches Wesen sind, merken schon Schulkinder. Die Lehrerin behauptet, alle gleich gerne zu haben, doch wieso spricht sie zu Barbara in einem lieberrn Tonfall? Jugendliche merken, dass Erwachsene für Ehrlichkeit und Transparenz plädieren, jedoch Informationen über ihre Affären, Machtspielchen, Sexeskapaden und Schummereien zurückhalten. Als Erwachsener ist man permanent mit den Widersprüchen der Mitmenschen konfrontiert. «Der Anwalt hat mir unterstellt, ich würde permanent Drohungen aussprechen!», sagte der junge Mann zu mir. «Wie haben Sie reagiert?» – «Ich habe ihm geantwortet, er

müsse seine Aussage sofort zurücknehmen, sonst passiere etwas!» Nicht immer ist es so offensichtlich. Eine Kollegin behauptet, eine gute ZuhörerIn zu sein, lässt jedoch ihre Umgebung nie zu Wort kommen, oder ein Kollege pocht auf Ehrlichkeit, meldet sich jedoch beim Arbeitgeber krank, um mal richtig auszuschlafen. Mit Paradoxien werden wir bei uns selber konfrontiert: Nach einer geglückten Abschlussprüfung stellt sich kein Glücksgefühl ein, oder wir sind fest entschlossen, nicht mehr zu rauchen, haben jedoch plötzlich einen Glimmstängel in der Hand. Wieso langweilt einen der Mann, den man doch eigentlich liebt? Unsere Mitmenschen und wir selber sind uns immer wieder ein Rätsel. Absicht und Tat stimmen nicht überein, und Emotionen führen ein Eigenleben. Im Gegensatz zum aufklärerischen Paradigma sind wir nicht nur durch unseren Willen gesteuert und erfasst unser Bewusstsein uns nur partiell.

Unsere erste Reaktion ist die Suche nach Ursachen. Was nicht kompatibel mit unserem Bewusstsein ist, wollen wir auf eine Sache oder ein äusseres Ereignis zurückführen. Handfeste Erklärungen haben einen Beruhigungseffekt. Zum Beispiel ist es das Aufmerksamkeitsdefizit, das unsere Konzentration beeinträchtigt.

Leicht dubios, aber faszinierend

Die Faszination gründet jedoch in einer weiteren, tieferen Erfahrung. Die Psychologie ist eine Wissenschaft, die uns nicht nur als von aussen gesteuerte Wesen versteht, sondern auch in unserem Innenleben und unseren ungeplanten Handlungen einen Sinn sucht. Sie hört nicht nur auf den Zivilisationslärm und strebt nach Anpassung, sondern versucht auch innere Bilder, Fehlhandlungen und unerwartete Ereignisse zu entschlüsseln. Sie will Theorien aufstellen und Bilder entwerfen, die Menschen helfen, ihre Paradoxien und anarchischen Eigenschaften zu verstehen und mit ihnen umzugehen. Sie verhilft zu persönlichen Lebenserklärungen, damit wir Eigenarten annehmen und konstruktiv leben. Da sie unseren Grenzerfahrungen und Widersprüchen verpflichtet ist, bleibt sie in den Augen der Öffentlichkeit leicht dubios und wird keine etablierte Disziplin. Die Faszination aber bleibt bestehen.

Allan Guggenbühl ist Kinder- und Jugendpsychologe und Dozent an der Pädagogischen Hochschule Zürich.

Genie des Abgrunds

Sein Leben lang befasste sich HR Giger mit den Mächten der Finsternis. Der weltbekannte Künstler und Oscar-Preisträger wurde in der Schweizer «Szene» stets gering geachtet. Unverständlicherweise verweigert das Kunsthaus Zürich dem 73 Jährigen bis heute eine grosse Einzelausstellung. *Von Rico Bandle*

In der kleinen Stube in Zürich Oerlikon wurde Filmgeschichte geschrieben. Im Februar 1978 fuhren der Hollywood-Regisseur Ridley Scott und zwei Produzenten von 20th Century Fox vor HR Gigers unscheinbares, hinter Büschen, Bäumen und Sträuchern verstecktes Reihenhaus. Sie wollten den Künstler für ihr den Horrorfilm «Alien» gewinnen.

Giger hatte international bereits mit seinen Plattencovers für Debbie Harry (Blondie) oder die britische Elektronikband Emerson, Lake and Palmer Aufmerksamkeit erregt. Ridley Scott hatte vor allem Gigers letztes Buch «Necronomicon» überzeugt: Das war genau die Ästhetik, die er sich für seinen Film vorgestellt hatte; das ausserirdische Monster seines Films sollte aussehen wie Gigers «Necronom».

Der Schweizer liess sich von den drei Herren aus Hollywood alles genau erklären, vier Stunden dauerte die Unterredung, dann reisten sie wieder ab. Giger zeigte sich beeindruckt von den Ideen Ridley Scotts, und er fühlte sich geschmeichelt, dass der grosse Filmkonzern 20th Century Fox sich für ihn interessierte. Er sagte zu, obschon das Angebot finanziell bescheiden war. In den nächsten Monaten fabrizierte er unzählige Skizzen und passte sein «Necronom» den Wünschen des Regisseurs an: Das «Alien» war geboren, ein Filmmonster mit länglichem Kopf und Stahlgebiss, das zu einer Ikone werden und dem Künstler einen Oscar und Weltruhm einbringen sollte.

Giger entwarf für den Film nicht nur das Alien, er kreierte in den Shepperton Studios ausserhalb von London einen Grossteil des Settings: Monster, Raumschiffe, ausserirdische Welten. Wie er dabei vorging, ist in den eben veröffentlichten Tagebüchern nachzulesen: Tage- und nächtelang arbeitete er wie ein Besessener, ärgerte sich über unfähige Mitarbeiter und knausrige Produzenten, zickige Schauspielerinnen – und dachte ab und zu auch daran, die Übung abzubrechen. Vor allem aber fällt auf: Giger hatte immer Heimweh. Nach der Schweiz, nach Oerlikon, nach seinen zwei Katzen. Sein dunkles Haus mit dem verwilderten Garten, die abgedunkelten Fenster und höhlenartigen kleinen Zimmer voller Bücher, Bilder und Skulpturen bieten dem schüchternen Künstler Geborgenheit. «Man lässt mich hier in Ruhe, ich kann machen, was ich will. Niemand belagert mich hier», sagt er.

Der Erfolg mit «Alien» und der Oscar hatten für ihn nicht nur positive Auswirkungen. Giger besass nun eine Fan-Gemeinde rund um den Globus, in der Kunstszene war der Surrealist allerdings abgeschrieben. Seine Popularität bleibt der Szene suspekt, seine Bilder werden als zu illustrativ abgetan, seine Technik, die Airbrush, gilt als minderwertig. Vor allem wie das Kunsthaus Zürich ihn behandelte, belastet Giger. 1974 und 1977 widmete es ihm zwei kleinere Ausstellungen, nach dem Oscar-Gewinn ignorierte man ihn fast gänzlich.

Jetzt bestünde noch die Möglichkeit, Giger noch zu Lebzeiten in seinem Wohnort zu würdigen. Das Kunsthaus Zürich blockt nach wie vor. Es stimme nicht, dass man ihn ignoriere, heisst es auf Anfrage. In den siebziger Jahren habe man ihn ja ausgestellt, zudem sei er in der Sammlung vertreten. Es gebe viele Künstler, die gern eine Einzelausstellung hätten, sagt eine Museumssprecherin.

Mit einem Totenkopf durch Chur

Diese Haltung ist nur schwer nachvollziehbar. Sich mit Gigers Werk zu befassen, bedeutet, sich auf eine Reise an die Urmotive der Kunst zu begeben: Immer geht es um Leben und Tod, Verführung und Fortpflanzung, Geister und Dämonen. Die Frau ist eine gleichermassen verführerische wie gefährliche Figur; ihre Vulva das mysteriöse Zentrum, wo Leben entsteht, deren Schlund gleichzeitig eine furchterregende Sogkraft entwickelt. Wie die Sirenen aus der griechischen Mythologie sind Gigers Frauen unwiderstehliche, aber auch teuflische Wesen. Seine Bilder stehen in der Tradition eines Hieronymus Bosch und eines Salvador Dalí (mit dem Giger bekannt war), die beide ebenfalls surreale (Alb-)Traummotive auf die Leinwand brachten.

Was hinzukommt bei Giger, ist die Verschmelzung organischer Kreaturen mit Technik, genannt Biomechanik, einer unheimliche Science-Fiction-Welt. Bekannt sind vor allem seine Gebärmaschinen, die Embryonen ausspucken, oder seine Arm-Bein-Monster. So besessen er von solchen Kreaturen war, so sehr fürchtete er, dass diese bald Realität werden könnten. «Die Genforschung wird uns noch das Fürchten lehren. Schon das Klonen ist ein Alptraum. [...] Durch alle diese Fortschritte der letzten Zeit wird es sicher bald möglich sein, Söldner oder Polizisten in der Form meines Bettlers zu klonen, das heisst eine Hand



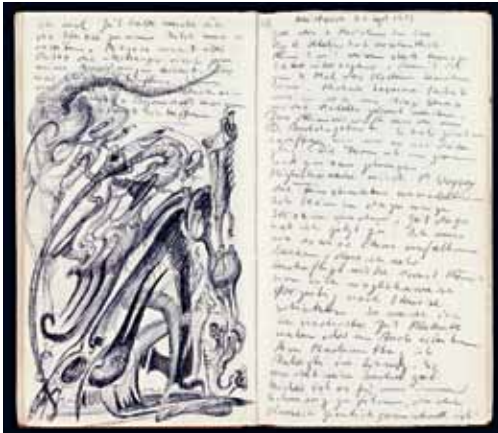
Verführerisch: «Li II», Acryl und Tusche, 1974.



Besessen: HR Giger bei der Arbeit am Alien in den

mit Arm, welcher in der Mitte des Oberarms in den Ober-Unterschenkel mit Fuss übergeht», schreibt er in seinem autobiografischen Buch «ARh+» (Taschen-Verlag).

Zu erklären, woher seine Faszination für das Ungeheuerliche, für die dunkle Seite des Lebens rührt, widerstrebt Giger sichtlich. Vielleicht weiss er es auch gar nicht. Um dem Ursprung seiner Besessenheit näherzukommen, lohnt sich ein Blick in seine Kindheit. Giger kam nach einer schweren Zangengeburt am 5. Februar 1940 als Sohn eines Apothekers in Chur auf die Welt. Schon früh war der schüchterne Junge von Albträumen geplagt, am liebs-



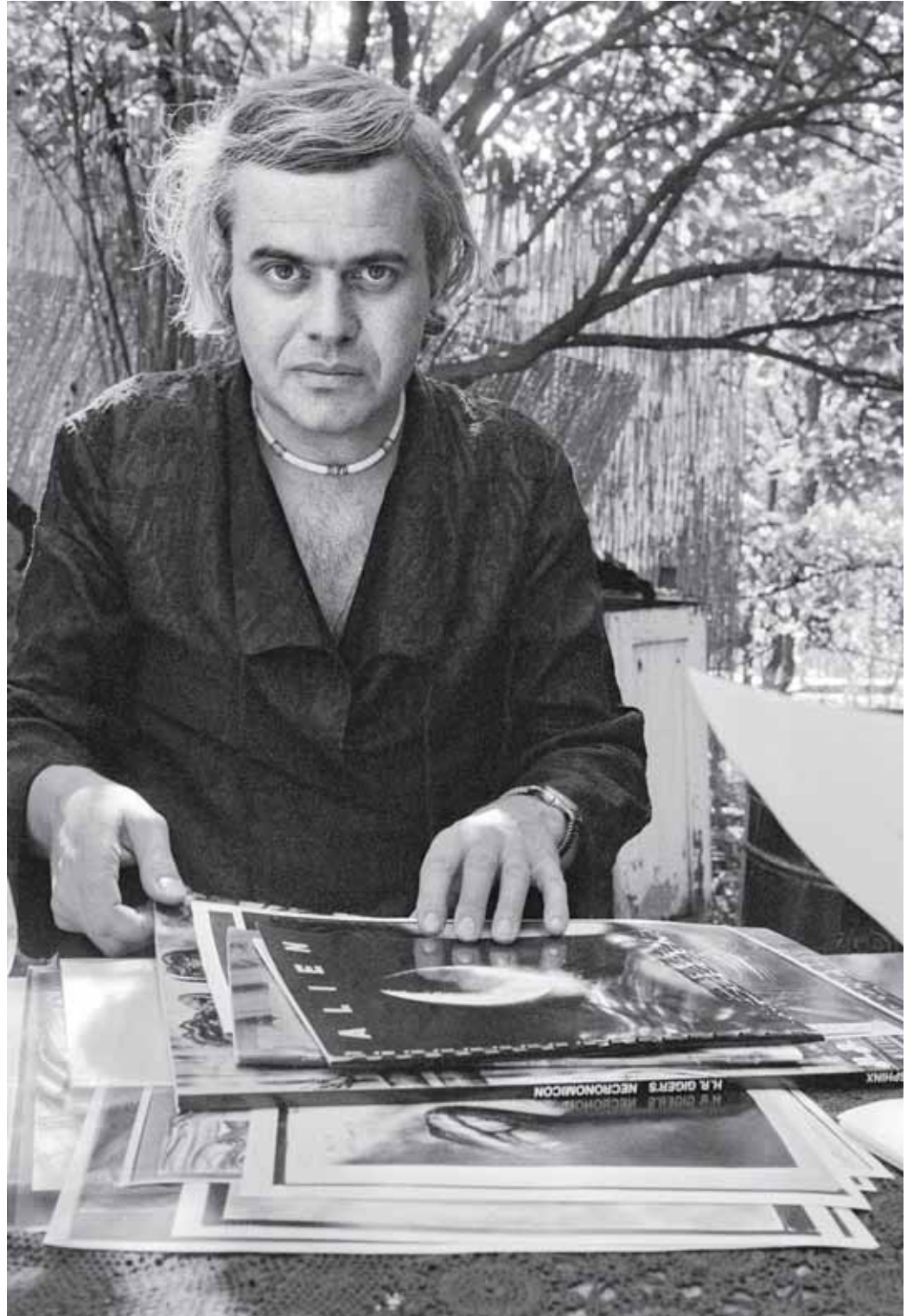
«Überwältigung»: «Die Alien Diaries» von 1978.



Londoner Shepperton-Studios 1978.

ten spielte er unter dem Tisch in einem fensterlosen Zimmer – der dunkelste Ort im Elternhaus. In «ARh+» beschreibt er, was ihn als Kind geprägt hat: «Im katholischen Kindergarten, wo man immer beten musste, bekam man, wenn man böse gewesen war, ein blutüberströmtes Christusgesicht vorgesetzt und wurde darauf aufmerksam gemacht, dass man für dessen Leiden die Schuld trägt.»

Als Fünfjähriger zog er am Velo einen echten Totenschädel hinter sich her und fuhr damit durch Chur. Noch vor der Pubertät sammelte er Revolver und legte im Wald ein eigenes Waffenlager an. Im Gymnasium hielt er einmal einen



«Hier lässt man mich in Ruhe»: Giger im Garten seines Hauses in Zürich Oerlikon, 1979.

Vortrag zum Thema, packte dabei etwa zwanzig Revolver aus seiner Sammlung zur Anschauung aus; der blass gewordene Lehrer versuchte verzweifelt, im Tumult die Waffen einzusammeln. Später baute er in der Elternwohnung eine Geisterbahn, und seine ersten Skizzen fertigte er in einem «schwarzen Zimmer» an.

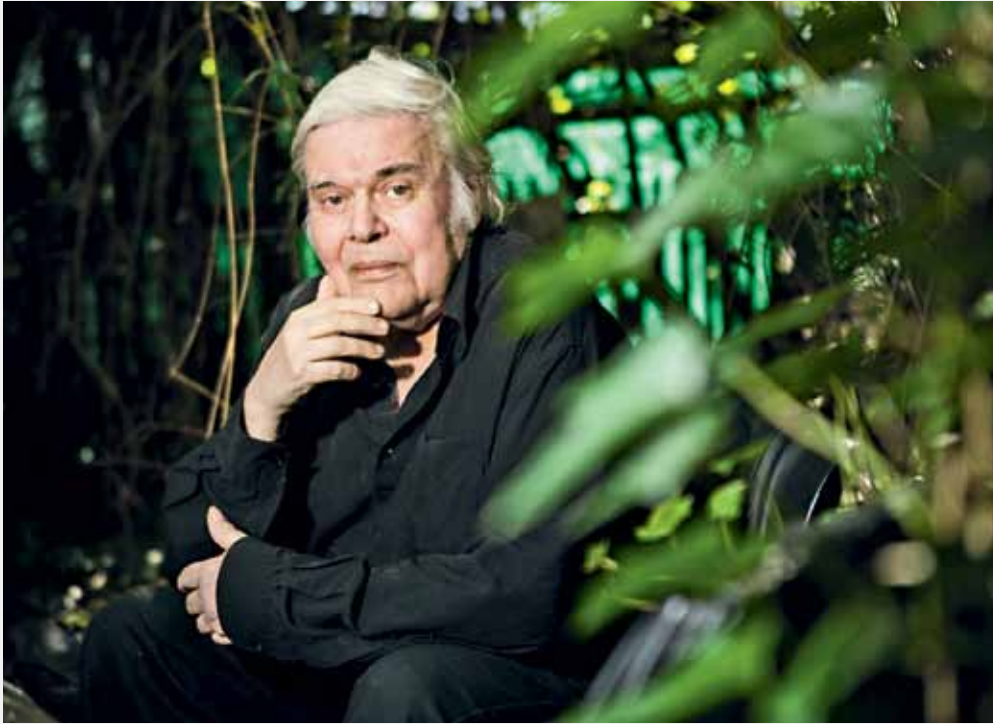
Giger war kein guter Schüler, zum Leidwesen des Vaters, der nichts mit Gigers Ambitionen anfangen konnte. «Künstler» war damals in Ortschaften wie Chur ein Schimpfwort. Giger ging dann tatsächlich studieren, zwar nicht, wie vom Vater gewünscht, Medizin, aber immerhin Innenarchitektur und Industrie-

design an der Zürcher Kunstgewerbeschule. Sein Lehrer war der legendäre Möbeldesigner Willy Guhl, der ihm vorwarf, immer *eso chranks Züg* zu machen. Nach dem Studium war er anderthalb Jahre als Designer beim Möbelhersteller Knoll International ziemlich erfolgreich, bis er sich ganz auf seine eigentliche Berufung konzentrierte.

Zu seinen ersten künstlerischen Publikationen gehörten um 1960 die «Atomkinder». Die degenerierten Gestalten – bereits als Vorläufer seiner späteren Monster erkennbar – sollten eine Warnung sein in einer Zeit, wo selbst die Schweiz sich überlegte, atomar aufzurüsten.

Der dunkle Stern

Persönliche Gedanken über den extraterrestrischen Wahnsinn in HR Gigers Welt. Von Patrick Frey



Hohepriester eines Kults: HR Giger.

Zun ersten Mal begegnet bin ich Gigers Welt 1976 im Kunsthaus Zürich, die Ausstellung hiess «Zeichnungen von 10 Schweizer Künstlern», ich erinnere mich nur noch an zwei davon, zum einen war da der Farbstiftvirtuose Alfred Hofkunst, der die Besucher in ein lichtiges Birkenwäldchen versetzte, poetisch, ätherisch, reiner Kunstgenuss – und gleich daneben der pure Kontrast, ein nekromantischer Andachtsraum, einer der frühen «Passagen»-Räume von HR Giger, ein schwarzgraues, symmetrisch-ornamentales Labyrinth, nicht nur hyperrealistisch, sondern hyperplastisch mit der Spritzpistole gemalt, voll von monströsen sexuellen Anspielungen, schreckenerregenden Figurationen und von einer allumfassenden Todessehnsucht.

Alles war morbide, total phallisch, vaginal, klitoral, Instrument der Lust und zugleich böses Kampfergerät aus einer postindustriellen Zukunft. Es ging um Penetration, Geburt und Vernichtung, alles schien untrennbar miteinander verbunden, erfüllte irgendeine Funktion in einer absolut undurchschaubaren barocken Maschinerie, alles durchdrang sich, war über Schläuche miteinander verbunden, tauschte Sekrete aus, sog sich gegenseitig aus oder würgte ein Anderes aus sich heraus. Im Zentrum stand

eine furchterregende übersexualisierte Frauenfigur mit sphinxhaft verschleiertem Blick, eine Art mechanisch-humanoide Ameisenkönigin, angeschlossen an jeder nur denkbaren Körperöffnung, die im Begriff war, kleine menschenhafte Geschöpfe mit Gasmasken zu gebären. Und irgendwo erscheint in meiner Erinnerung auch schon dieses phallusförmige Monstrum, dieses längliche Wesen mit dem Vagina-dentata-Kopf, aus dem zwei Jahre später das Alien wurde. Ich weiss es noch genau: Es war mehr als ein Kunsterlebnis, es war pure Überwältigung.

Begeisterung und Schauer

Natürlich ist ein Projekt wie die «Alien Diaries» für einen Verleger wie mich ohnehin ein absoluter Glücksfall, ein Traum. Aber obwohl seit meiner Giger-Initiation im Kunsthaus Zürich fast vierzig Jahre vergangen waren – als ich am Küchentisch in Gigers exzentrischem Reihenhaus in Oerlikon zum ersten Mal die beiden originalen Tagebücher zum «Alien» in den Händen hielt, war da neben der Freude, dieses Buch machen zu können, wieder dieses fast naive, durchaus auch pubertäre, hemmungslose Gefühl einer Überwältigung, diese Mischung aus Begeisterung und Schauer. Und ich bin damit nicht allein. Massimiliano Gioni der Kurator der diesjährigen Biennale von Venedig, dem ich ein Exemplar der «Alien

Diaries» schickte, schrieb mir: «Ich erinnere mich, vor sehr vielen Jahren gab es eine Ausstellung mit Gigers Arbeiten in Mailand. Es war absolut unglaublich, ich war noch ein Teenager, wir verbrachten Stunden in seiner Ausstellung.»

Giger hätte gut in den enzyklopädischen Palast der diesjährigen Biennale gepasst. Warum er nicht vertreten ist, ist eine lange, komplexe Geschichte, und sie beginnt in diesem Giger-Raum von 1976, das war bereits so etwas wie eine kunstüberschreitende Ausgeburt des reinen, extraterrestrischen Wahnsinns, mitten im damals noch sehr braven Kunsthaus. Schon vor «Alien» schien es bei Giger nicht wirklich um eine Positionierung in der Gegenwartskunst zu gehen. Giger war – und ist bis heute – absolut monomanisch, scheint mit den übrigen Künstlern um ihn herum wenig bis gar nichts zu tun zu haben, Fragen nach der künstlerischen Legitimation von Stil und Inhalt erübrigten sich, irgendwie musste alles so sein, wie es war. Wie ein angstlustgetriebener, aus Zeit und Raum gefallener Seher sandte uns da einer mitten in den langweiligen siebziger Jahren seine psychedelisch-apokalyptischen Nachrichten aus den fernen Welten in seinem stark erweiterten Bewusstsein, und die Spritzpistole war ganz einfach das schnellste Medium, um einen solchen Bewusstseinsstrom ohne Vorzeichnungen direkt auf die Leinwand zu bringen. Die Airbrush für den *Stream of Consciousness*.

«Ich zeichne nicht, ich folge nur den Linien, die vor mir auf der Leinwand erscheinen», so umschrieb HR Giger seine LSD-Version einer *écriture automatique*, ein mindestens so radikaler Satz, wie das «Es malt», mit dem Gerhard Richter einmal seine Distanzierung von einer individualistischen Ich-Kreativität auf den Punkt brachte.

Giger ist ein grosser, von der Kunstwelt viel zu gering geachteter Künstler, vor allem aber ist er seit vierzig Jahren der künstlerische Hohepriester eines Kults. Und beides hängt zusammen. Vieles nennt sich «Kult» in der Kultur der Gegenwart. Aber nur bei Giger ist das Wort ganz ohne Anführungszeichen zu gebrauchen. So richtig klar geworden ist mir das wieder bei der Buchvorstellung im Giger-Museum in Greyerz, als sich blutjunge Gothic Girls aus New York Gigers Unterschrift nicht nur ins Buch, sondern auch auf den Unterarm schreiben und anschliessend tätowieren liessen.

Patrick Frey, 62, ist Autor, Schauspieler und Verleger.

H.R. Giger: Alien Diaries/Alien Tagebücher, Edition Patrick Frey, 660 S., Fr. 120.–

Signierstunde: Der Künstler signiert seine Bücher am 26. September, 18.00 Uhr bei Edition Patrick Frey an der Limmatstrasse 268 in Zürich.



Alpträume: Giger mit seiner Mutter, 1949.

Ein solcher Protest entsprach zwar damals dem Zeitgeist im Zürcher Künstlertum, aber nicht ihm. Giger ist ein eher unpolitischer Mensch. Zwar erstellte er im Vorfeld der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft unter dem Titel «700 Jahre Warten auf...» eine ganze Serie von an Marquis de Sade angelehnten Sexdarstellungen, doch waren diese viel eher Ausdruck schwarzen Humors als einer Systemkritik. Eine politische Dimension erhielt die Angelegenheit erst, als die im St. Galler Restaurant «Haus zur letzten Latern» ausgestellten Bilder nach einer Beanstandung durch zwei weibliche Gäste entfernt werden mussten. Giger zog die Verfügung bis vor Bundesgericht weiter – und unterlag. «Anfangs war Giger sehr verärgert, danach nahm er es mit Humor», sagt Urs Treppe, damals Wirt im «Haus zur letzten Latern» und bis heute einer der engsten Freunde des Künstlers. Giger zeichnete schwarze Zensurbalken auf die beanstandeten Stellen und kreierte bitterböse «Lehrtafeln zur Aufklärung in Gülle». Die «700 Jahre Warten auf...»-Zeichnungen und die «Lehrtafeln» sind heute im Giger-Museum in Greyerz in einem eigenen Raum hinter einem Warnschild mit der Aufschrift «Nur für Erwachsene» ausgestellt.

Auch in den USA führte ein Bild Gigers zu einem Pornografieprozess. Die Punkband Dead Kennedys hatte 1985 ihrer Platte «Frankenchrist» Gigers Gemälde «Penis Landscape» als Poster beigelegt. In der Folge musste sich Bandleader Jello Biafra wegen «Verbreitung von Pornografie» verantworten. Erst nach einem längeren Prozess wurde er freigesprochen.

Wenig bekannt ist, dass sich Giger 1993 mit einer fertig ausgearbeiteten Vision für die Zukunft der Schweiz an den damaligen Bundes-



«Peinlich»: HR Giger (3. v. r.) erhält 1980 den Oscar für «beste visuelle Effekte».

präsidenten Adolf Ogi wandte. Er schickte ihm ein ganzes Heft mit Plänen für die Untertunnelung der Schweiz. Auf pfeilgeraden Strecken in Form eines Sterns mit fünf Ecken würden Lastenzüge die Schweiz im «Swiss Transit Tunnel» mit 600 km/h unterqueren, so seine Idee. Die fünf Eingänge zum System würden mit 1000 Meter hohen Pyramiden gekennzeichnet, die gleichzeitig Müllvernichtungs- und Müllumwandlungsanlagen sein sollten. Ogi antwortete Giger schriftlich: «Ich habe Ihr Skizzenheft mit Interesse studiert. Als «Horror-kunst» habe ich Ihre Vorschläge nicht empfunden. Schon eher als kritischen Spiegel, mit dem Sie uns Politiker davor warnen wollen, Lösungen automatisch als «gut» zu bezeichnen, weil sie mit dem geringsten politischen Widerstand realisierbar sind.»

Exorzismus mit der Kunst

Heute arbeitet Giger nicht mehr, das Feuer ist erloschen. Gezeichnet von einem Zusammenbruch vor einem Jahr und einem Leben mit Drogen, macht Giger den Eindruck, als spüre er selbst, dass er bald mit dem konfrontiert ist, womit er sich immer befasst hat: dem Tod. Er glaube nicht, dass danach etwas komme, sagte er in der Vergangenheit oft – man will ihm das fast nicht glauben. Jedenfalls ist er ein Mensch, der positiv zurückschaut: All die Filme, die seine Motive aufgenommen haben, empfindet er heute als gelungen, er spricht nur gut über die Leute, die ihm in all den Jahren begegnet sind. Vergessen der Ärger, von Hollywood über den Tisch gezogen worden zu sein, vergessen sein Streit mit den Verantwortlichen von 20th Century Fox, denen er einst wünschte, «ein Alien brüte unter euren Brüsten», nachdem diese ihm die Tantiemen für einen «Alien»-Fortsetzungsfilm verwehrt hatten.

Spricht man ihn auf solche Episoden an, sagt er, er könne sich nicht mehr so genau erinnern.

Der Mann, dem die Kunst eine Art von Exorzismus war, um seine Ängste loszuwerden, scheint seinen Frieden gefunden zu haben. Vielleicht auch, weil ihm bewusst ist, dass er grosses Glück hat, überhaupt noch am Leben zu sein. Nicht nur wegen seines Lebensstils, mit dem er die Nacht zum Tag macht. Glaubt man seinen Ausführungen, hat vier Mal jemand mit einer Waffe auf ihn geschossen, zum Teil flogen ihm die Kugeln haarscharf am Kopf vorbei. «Ich muss einen guten Schutzengel besitzen.»

In der dunklen Stube steht heute noch sein Oscar, leicht verstaubt, eingepfercht zwischen unzähligen anderen Gegenständen. Wenn Besucher ihn in die Hände nehmen, lässt er das mit einem Schulterzucken zu. Wenn man ihn fragt, was es denn für ein Gefühl gewesen sei, ihn an der grossen Zeremonie in Los Angeles entgegenzunehmen, sagt er nur: «Peinlich.»

Sein Vermächtnis ist sein Museum im Schloss St. Germain in Greyerz, das er 1997 erworben hat. Hier kann er sein Werk präsentieren, ohne dass ihm jemand dreinredet, hier konnte er eine fantastische Bar einrichten, ohne dass die Geldgeber seine Pläne abänderten. Richtig wohl fühlt sich Giger nur in seiner vertrauten Umgebung mit vertrauten Leuten: Seine Frau Carmen führt sein Museum, die Schwiegermutter macht für ihn die Buchhaltung. Schon immer hatte er Mühe, seine Bilder an unbekannte Leute zu verkaufen, viel lieber behielt er sie für sich oder schenkte sie Freunden. Urs Treppe, der einige Gigers zu Hause hängen hat, kennt den Künstler von einer Seite, die Fremden fast gänzlich verborgen bleibt: «Er ist ein humorvoller, treuherziger und äusserst grosszügiger Mensch.»





Spiegel vermeintlich deutscher Tugenden: «Auf der Waldwiese» von Hans Thoma, 1876.

Stil & Kultur

Der gefallene Meister

Von *Dantele Muscönico*

Will man pfeifen zu diesem Bild? Ein lustig deutsches Volkslied wie jenes, das uns Heino ins Innenohr holdriote, «Schwarzbraun ist die Haselnuss...»? Aber holla, das wäre fatal. Heinos Haselnuss hat eine düstere Vergangenheit als emotionale Munition der Hitlerjugend.

Auch auf diesem Bild liegt ein Schatten. Diese Pflückerin auf ihrem Wiesengrund

Dutzende Thoma-Gemälde rauben oder ankaufen; diese Kunst, so hieß es, sei dem «Blute seiner Ahnen» entsprungen. «Urdeutsch» sollte jeder Pinselstrich sein, die Farbwahl, das Thema, die Komposition.

Was macht ein Museum wie das Frankfurter Städel, das eine der umfangreichsten Thoma-Sammlungen weltweit besitzt? (Und in der Vergangenheit zu seiner Verehrung nicht unerheblich beitrug.) Es hat zwei Möglichkeiten. Es belässt die Werke im Giftschrank. Oder es belässt die Werke im Giftschrank. In Frankfurt hat man anders entschieden.

Man bewertet Thoma als Schlüsselfigur der deutschen Kunst um 1900 und als natio-

nalsozialistisches Propagandainstrument neu. Und offensiv baut man das Unbehagen in die Ausstellungsräume mit hinein: Kunstrasen am Boden, Knallfarben an den Wänden – und auf ihnen der «Lieblingsmaler», dessen Sehnsuchtsversprechen auf diesem Hintergrund so leer erscheinen wie eine hohle Nuss. Mutig ist das und jedem Museum zu wünschen. Gefallene Meister gibt es auch in der Schweiz. Wer eröffnet die Debatte?

Ausstellung: Hans Thoma – Lieblingsmaler des deutschen Volkes. Frankfurter Städel-Museum, bis 29. September 2013.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Alex Capus:** Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer (*Hanser*)
- 2 (2) **Franz Hohler:** Gleis 4 (*Luchterhand*)
- 3 (3) **Peter Stamm:** Nacht ist der Tag (*S. Fischer*)
- 4 (6) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 5 (4) **Martin Suter:** Allmen und die Dahlien (*Diogenes*)
- 6 (5) **Dan Brown:** Inferno (*Bastei Lübbe*)
- 7 (8) **Blanca Imboden:** Wandern ist doof (*Wörterseh*)
- 8 (9) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (7) **Catherine Ingelman-Sundberg:** Wir fangen gerade erst an (*Fischer Scherz*)
- 10 (–) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)

Sachbücher

- 1 (1) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 2 (3) **Eben Alexander:** Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)
- 3 (2) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 4 (6) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 5 (8) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 6 (4) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (9) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 8 (7) **Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 9 (5) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 10 (10) **Mark Lauren, Joshua Clark:** Fit ohne Geräte (*Riva*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Problemthemen

Der erste «Tatort» nach der Sommerpause stammt wieder einmal aus der Schweiz. In ihrem Bestreben, einen «gesellschaftlich relevanten» Krimi zu machen, haben die Verantwortlichen gleich alle Problemthemen in das Drehbuch reingepackt, die ihnen in den Sinn gekommen sind: Drogen, Sekten, Teenagerschwangerschaft, sexueller Missbrauch. Der Film wird durch diese Überfrachtung schwerfällig, und auch die Mördersuche war schon spannender. Hier schon mal die Verdächtigen zum Mitraten. Wer hat wohl die 14-jährige Schwangere umgebracht? a) Ihr leiblicher Vater mit Drogenvergangenheit, b) ihr Stiefvater, der eine fundamentalistische Freikirche leitet, oder c) der geheime Freund des Opfers? Die wenig überraschende Auflösung gibt's am kommenden Sonntagabend im Fernsehen. (rb)

Klassik

Musikalisches Perpetuum mobile

Der 80-jährige Claudio Abbado ist das Kapital von Lucerne Festival. Was ist dran am Wunderdirigenten?

Von *Christian Berzins*

Reden zwei Orchestermusiker über einen Dirigenten, sind sie wohl ehrlicher und schonungsloser in ihrer Kritik als zwei Freundinnen, die über ihre Männer lästern. Umso unheimlicher ist es, wenn solche Musiker von einem Dirigenten sagen, er sei ein Zauberer. Oder noch besser: «Er ist wie ein Gral, ein sagenhaftes Medium. Er lässt die zirkulierende Energie der Musik so zusammenfließen, dass sie sich in sich immerfort erneuert. So entsteht ein ewiger Kreislauf, ein Perpetuum mobile zwischen Musiker und Dirigent.»

Claudio Abbado heisst der Magier, er feierte im Juni seinen achtzigsten Geburtstag und ist seit 2003 das Aushängeschild von Lucerne Festival. Intendant Michael Haefliger verwirklichte dem italienischen Maestro einen Traum. Abbado durfte sich ein Orchester der Freunde und langjährigen Weggefährten schaffen, die Basis bildete die verschworene Gemeinschaft des Mahler Chamber Orchestra. Kaum war die Grossformation Luzerner Festspielorchester neu erfunden, staunte die Musikwelt über die Klangpracht und pilgerte fortan immer Mitte August nach Luzern, um die Wundertaten im KKL zu erleben. Obwohl jedes Jahr etwas neu zusammengesetzt, ist die Konstanz des Orchesters erstaunlich. Viele alte Hasen leisten sich diese Auszeit. Einer wie der Spitzenbratser Wolfram Christ (geb. 1955) kommt immer wieder, obwohl er solistisch und kammermusikalisch tätig ist und gar selbst Orchester dirigiert. Gerade Christ ist in Sachen Abbado ein spannender Gesprächspartner, weil er nicht nur verklärt, sondern auch erklärt. Abbados Klarheit in der Gestik hebt er deutlich hervor. Dass Abbado in den Proben kaum Worte verliert, findet er nicht speziell erwähnenswert. «Entscheidend ist nicht, was ein Dirigent in den Proben erzählt, sondern ob er im Konzert seine Seele öffnen kann. Das geschieht bei Abbado in jedem Konzert, wenn man sich darauf einlässt, wird's spektakulär – und jeder in diesem Orchester geht den Weg mit ihm.»

Christ trifft einen entscheidenden Punkt: Abbado kann auf seine Leute zählen. Er kennt sie bestens, sie kennen ihn bestens – und doch ist die Atmosphäre anders als bei einem normalen Chefdirigenten, der jeden Montag vor seinem Orchester steht. Bei Abbado-Konzerten geht's zum Fest, nicht zum Dienst. Abbado beginnt erst, wenn alles rundherum so ist, wie er sich das wünscht. Jeder Musiker versteht seine Augen- und Handgestik – Luxusbedingungen, von denen andere Dirigenten nur träumen

können. Abbado ist jeweils mit jenen Musikern zusammen, die ihn zu 150 Prozent unterstützen – je nach Werk wechselnd. In einem normalen Orchester sitzen immer 30 bis 80 Prozent, die den Leiter vorne nicht mögen.

Anderswo lässt sich Abbado kaum mehr blicken. Er weiss, warum: Es könnte schiefgehen. Orchestermusiker, die klare Anweisungen brauchen oder verlangen, werden mit ihm scheitern. Den Wiener Philharmonikern gab er einen Korb, worauf man schnippisch und fälschlicherweise meinte: «Offenbar sind wir ihm nicht gut genug.»

Am Schluss wird es Rosen regnen

Gewisse Musiker jubeln ihr Glück geradezu heraus, wenn sie es in den Abbado-Kreis geschafft haben – die berühmte Solistin Isabelle Faust sagt glücklich: «Offensichtlich scheine ich meinen kleinen Platz gefunden zu haben. Ein Wunder, das ich genieße, solange es anhält.» Aber auf die Frage, was denn bei Abbado passiere, windet auch sie sich. «Extrem beeindruckt mich diese Lust weiterzusuchen – er ist nie angekommen. Manchmal treffe ich Dirigenten, da weiss man ganz genau, wo es langgeht. Auf der ersten Partiturseite stehen die Namen der alten Stars mit Datum: Damit prahlt der Dirigent. Dann ist von vorneherein alles klar – dabei ist gar nichts klar! Abbado bereitet sich auch für eine Mahler-Sinfonie, die er schon dreissig Mal gespielt hat, monatelang vor – und zwar Tag und Nacht. Da ist auch eine Unsicherheit, er ist nie am Punkt, wo er weiss, wie es geht. Er akzeptiert, dass man nie auf festem Boden ist, er muss zusammen mit dem Orchester die Magie der Werke jedes Mal neu einfangen. Er will, dass man gar nicht weiss, was auf der Bühne passiert. Das ist ungeheuer schwierig!»

Wir erkennen einen wichtig Punkt: Abbado erwartet viele Impulse vom Solisten wie auch von jedem Orchestermusiker. Er ist nicht derjenige, der alles selbst ausformt, er lässt die Musik durch die Eigeninitiative der Musiker entstehen. «Er hat es gerne, wenn der Solist nicht darauf wartet, mitgenommen zu werden. Aber das ist auch nur die halbe Wahrheit ...» Faust lächelt und fügt dann an: «Wenn er merkt, dass diese Impulse kommen, dann übernimmt er das Ruder, und man braucht sich nur noch daranhängen. Es ist ein sehr spezielles Gefühl, anders als bei jedem anderen Dirigenten. Abbado ist der Meister des Fliegenlassens!»

Abbado belässt die Musiker also in der Unsicherheit und zwingt sie auf diese Weise, exakt



Sphinx und Psychologe: Meisterdirigent Abbado.

aufeinander zu hören: Er bewegt sie zur Eigeninitiative. Bezeichnenderweise sagt der Bratscher Christ: «Diese Art des Kammermusizierens wollen zwar alle Dirigenten, aber keiner bringt es so hin.» Vielleicht steckt in der Sphinx Abbado ein grösserer und rationalerer Psychologe, als manch einer denkt.

Nebenbei: Dieser vermeintlich alles geschehen lassende Dirigent kann sehr klar befehlen. «Kaum war Beethoven eingespielt, sagte Abbado: «Nächstes Mal machen wir Berg!» Keine Diskussion. Er weiss genau, was passt», so die Geigerin Faust.

Passt Abbado allerdings etwas nicht, gibt es auch keine Diskussion. Bei den raren Interviews kann er durchaus mal anordnen, man solle doch aufs Aufnahmegerät verzichten – oder darauf, über Musik zu sprechen. Das Schweizer Fernsehen investierte an Ostern zwei Tage, um Abbado zusammen mit Martha Argerich im Bild zu haben. Am Schluss gab es keine neuen Abbado-Bilder in der «Tageschau» zu sehen ...

Legendär ist auch der Streit mit Héléne Grimaud vor zwei Jahren. Die extrovertierte französische Pianistin wollte bei einem Mozart-Konzert die Kadenzen von Ferruccio Busoni spielen, Abbado nicht. Keine Widerrede. Ein CD-Projekt bei der Deutschen Grammophon wurde gestrichen, und ihr Auftritt am Eröffnungskonzert des Lucerne Festival fiel ins Wasser – sowohl Abbado wie Grimaud gaben kurz darauf die Mozart-Konzerte mit anderen Partnern auf CD heraus.

Einen Abbado-GAU erlebte Luzern ein Jahr später. Mahlers Achte war Kernstück des Festivals mit dem Thema «Glaube». Drei Monate vor Festivalbeginn strich der Maestro ohne Diskussion die Sinfonie aus seinem Programm. Acht (!) Top-Gesangssolisten, drei Chöre, ein riesiges Orchester waren bestellt. Die damals 79-jährige Legende muss irgendwann bei einem Gang durchs frühlinghafte Fextal gemerkt haben, dass diese «Riesenschwarte» (Adorno) nicht zu bewältigen ist, dass er sie nie gemocht hatte – und nie mögen würde. Aber vielleicht hatte ihn an diesem Tag auch nur eine Biene gestochen. Wie auch immer: Sein auf DVD aufgezeichneter Luzerner Mahler-Zyklus wird unvollendet bleiben.

Diesen Sommer hat er bislang erst ein Stück von Luigi Nono wieder aus dem Programm gekippt ... Egal: Am Schluss seiner Konzerte wird es Rosen regnen. Und manch ein Musikfreund wird sich eine Träne aus dem Auge wischen, wenn Abbado ein letztes Mal vom Podium winkt, das die Musiker dann längst verlassen haben.

Abbado am Lucerne Festival 2013: Fr. 16. 8., Sa. 17. 8., Fr. 23. 8., Sa. 24. 8., Mo. 26. 8.

Christian Berzins ist Musikkritiker der Nordwestschweiz und der Schweiz am Sonntag.

Top 10

Knorrs Liste

1	The Lone Ranger Regie: Gore Verbinski	★★★★☆
2	Shadow Dancer Regie: James Marsh	★★★★☆
3	Möbius Regie: Eric Rochant	★★★★☆
4	Frances Ha Regie: Noah Baumbach	★★★★☆
5	The Company You Keep Regie: Robert Redford	★★★★☆
6	Now You See Me Regie: Louis Leterrier	★★★★☆
7	The Grandmaster Regie: Wong Kar-Wai	★★★★☆
8	Trance Regie: Danny Boyle	★★★★☆
9	World War Z Regie: Marc Forster	★★★★☆
10	Only God Forgives Regie: Nicolas Winding Refn	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	The Lone Ranger Regie:	23 518
2 (1)	Despicable Me 2 Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	23 219
3 (2)	The Smurfs 2 Regie: Raja Gosnell	23 068
4 (4)	Grown Ups 2 Regie: Dennis Dugan	13 837
5 (5)	The Wolverine Regie: James Mangold	9294
6 (6)	Now You See Me Regie: Louis Leterrier	7749
7 (-)	Trance Regie: Danny Boyle	2949
8 (-)	The Company You Keep Regie: Robert Redford	2746
9 (-)	Night Train To Lisbon Regie: Billie August	2202
10 (-)	The Silver Linings Playbook Regie: David O. Russell	1960

DVD-Verkäufe

1 (-)	G. I. Joe – Die Abrechnung (Rainbow)
2 (1)	Parker (Rainbow)
3 (2)	Jack and the Giants (Warner)
4 (3)	Ich – einfach unverbesserlich (Universal)
5 (4)	Die fantastische Welt von Oz (Disney)
6 (6)	Stirb langsam 5 (Fox)
7 (7)	Immer Ärger mit 40 (Universal)
8 (5)	Django Unchained (Sony)
9 (-)	Spring Breakers (Praesens)
10 (9)	Les Misérables (Universal)

Quelle: Media Control



Warum nicht rein? Die Diebesbande im Haus von Paris Hilton.

Kino

Der Kick mit Louboutin

Sofia Coppolas «The Bling Ring» über Wohlstands-Kids, die Promi-Villen ausrauben – vor allem die von Paris Hilton.
Von Wolfram Knorr

Schnuckelig und sexy aufgebrezelt und hochgestimmt, strömen sie schnatternd zur allabendlichen Andacht in die angesagten Clubs, die Teenies Rebecca, Nicki, Sam, Chloe und Kumpel Marc, der einzige Junge. Sie tanzen nicht ab, sondern warten auf Celebrities, um sie nicht nur ausgiebig zu mustern, sondern um die Arithmetik ihrer Outfits zu analysieren: was sie tragen, warum sie's tragen, wie sie's tragen.

Irgendwann reicht das dem Rudel nicht mehr. Warum nicht rein in die Promi-Villen und ausprobieren, wie es sich anfühlt, ihren Glamour auf den eigenen Alabasterkörpern zu spüren? Und weil Rebecca übers Internet erfährt, dass das Super-Jetset-Girl Paris Hilton gerade irgendwo weilt, nur nicht in ihrer Luxusherberge in L. A., macht sich die Clique auf den Weg, findet den Schlüssel unter der Fussmatte und tritt ein ins Reich der Erbauung. Hunderte von glitzernden, zierlichen, verwegenen, edlen Schuhen von – Louboutin! Unterwäsche, Röcke, Blusen, alles in begehbaren Schränken, und überall Glitzerschattullen, Uhren, teures Porzellan und erlesene Möbel. Die Halbwüchsigen sind ausser Rand und Band, Hiltons Villa – eine Schatzinsel exklusiver Marken, von denen man natürlich einige mitgehen lassen muss, um sich wie eine Celebrity zu fühlen.

«The Bling Ring», der neue Film von Sofia Coppola («Lost in Translation») geht auf einen

der irrwitzigsten Kriminalfälle von Hollywood zurück. Von 2008 bis 2009 stiegen fünf Kids aus dem gehobenen Mittelstand aus Status-Besessenheit in die Villen von Lindsay Lohan, Orlando Bloom, Paris Hilton und anderen ein und beklauten sie im Wert von etwa drei Millionen Dollar. Dass sie relativ schnell erwischt wurden, lag an ihren Prahlerien auf Facebook und Twitter mit den Beutestücken. Die Presse titulierte die Gang als «The Bling Ring» und reagierte perplex, weil sich die Girlies für kommende Stars hielten; da ist der «Test» mit Geklautem erlaubt. Bei Paris Hilton brachen sie fünfmal ein, ehe die überhaupt etwas merkte.

Mit der samteneen Vorsicht einer Schmetterlingsforscherin beugt sich, neugierig, aber distanziert, Sofia Coppola über die schillernde Oberflächen-Buntheit ihrer Luxus-Kids (mit dabei Emma Watson aus der «Harry Potter»-Serie) und entfaltet das Milieu einer Wohlstandsjugend, die durch Reality-TV und Social Media alles zu Markte trägt und Exhibitionismus schlichtweg geil findet. Dafür fand Sofia Coppola ein grandioses Bild: In einer langen, unbeweglichen Totale filmt sie einmal leicht von oben und aus ziemlicher Distanz eine Villa in den Hollywood Hills, die buchstäblich nur aus Fenstern besteht und gerade von der Clique ausgeraubt wird. In jedes Zimmer auf

allen Stockwerken kann man dabei sehen. Und im Übrigen ist Paris Hilton der beste Beleg für die Ära totaler Zurschaustellung: Sie erlaubte Coppola, in ihrer Villa zu drehen; selbst die Kissenbezüge tragen ihr Konterfei. Eine Pointe, die «The Bling Ring» fast dokumentarisch macht. ★★★★★☆

Weitere Premieren

The Sapphires — Noch in den sechziger Jahren war es in Australien für Aborigines alles andere als selbstverständlich, Karriere zu machen. Vier Aborigine-Schwester versuchten es trotzdem. Bei einem Provinz-Wettbewerb werden sie von einem abgehalfterten Manager unter die Fittiche genommen, der ihnen eine Chance bietet, wenn sie bereit sind, in Vietnam als musikalische Truppenbetreuerinnen aufzutreten. Der Manager trimmt sie musikalisch, ehe sie als The Sapphires Furore machen, trotz mieser Bedingungen. Wayne Blair verfilmte die wahre Geschichte mit einer wunderbaren Besetzung. Nicht nur das quirlige Damen-Quartett ist einmalig, auch ihr bizarrer Manager und vor allem die Musik. ★★★★★☆



Quirlig: The Sapphires in Vietnam.

Elysium — Auch wenn der Science-Fiction-Plot nicht gerade tafrisch ist, gelang der südafrikanischen Regie-Begabung Neill Blomkamp («District 9») mit seiner ersten aufwendigen Hollywood-Produktion über

weite Strecken ein visuell beeindruckendes Szenario: Die Erde im Jahr 2154 ist ein einziger globaler Slum, die Reichen haben sich längst in eine luxuriöse Raumstation namens Elysium davongemacht und kontrollieren mit Hilfe von Robotern die Zurückgebliebenen, die – wenn sie Arbeit haben – Akkord in miesen Fabriken leisten müssen. Wer illegal rauf ins Elysium



Die Erde im Jahr 2154: M. Damon in «Elysium».

will, braucht die Hilfe einer Gang, viel Geld und Optimismus; denn die Raumschiffe der Untertweltler werden gnadenlos abgeschossen. Angesichts der Boat-People-Flüchtlingsproblematik hat Blomkamps Film einen brisanten Polit-Bezug, wäre nicht dieses unvermeidliche Good-Guy-und-Bad-Guy-Getöse, ohne das ein Hollywood-Blockbuster nicht mehr auskommt. Das schwächt die Story, in der Matt Damon eine arme Erdenwurst spielt, die raufwill, und Jodie Foster einen eiskalten Elysium-Engel, der jeden abknallen lässt, der sich dem Paradies nähert. ★★★★★☆

Vous n'avez encore rien vu — Der neunzigjährige Regiealtmeister Alain Resnais («Hiroshima mon amour») versammelt noch mal die Crème de la Crème französischer Schauspielkunst und lässt sie «Eurydike» aufführen. Im SWR hiess es: «Ein Film, zum Niederknien schön.» Na ja, niederknien wird wirklich nur der eingefleischte Resnais-Aficionado; der Rest dürfte ratlos aufrecht stehen bleiben. ★★★★★☆

Fragen Sie Knorr

Als grosser Filmfan stören mich die falschen Geräusche in den meisten US-Mainstream-Filmen. Wenigstens klappern eingblendete Schriftzeichen nicht mehr, aber Zigaretten brennen hörbar, Scheinwerfer knallen, und wenn eine Waffe gezogen wird, klickt es. Wissen die Tonmacher denn nicht, dass das falsch ist? D. W.



Von wegen, die Tonmacher, Sounddesigner, wissen sehr wohl, was sie tun. Auf der Leinwand ist nun mal alles grösser, folglich betrifft

das auch die Alltagsgeräusche; auch sie haben eine dramaturgische Funktion. Das müde, aber laute Schlappen von Scheibenwischern etwa, während einer nächtlichen Fahrt, kann die psychologische Situation des Fahrers oder der Fahrerin «plastisch» machen. Nicht nur das Bild, auch die Akustik hat magische Kraft. Das Knistern der Zigarettenglut, das Klicken einer Waffe ist längst Teil ausgeklügelter Klangwelten. Es gibt einen Imperativ der Branche: «Wir sehen nur, was wir hören.»

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Der Teufel und seine Grossmutter

Von Peter Rüedi

Vor dieser CD sind alle zu warnen, denen Swing ein Graus ist, Kopfnicker-, Fusswippen- oder Fingerschnipp-Jazz, irgendwas zum gepflegten Smalltalk, wenn die Eiswürfel im Glas und die Besen auf der Snare-Drum kreisen. Klar, gibt es auch: Wohlfühl-Jazz von gestern. Wobei: Alt-modisch kann nur sein, was einmal Mode war. Swing ist etwas, was darüber hinausgeht. Es gibt binäre (Rock-) Drummer, die swingen, und wenn Jojo Mayer eine Hip-Hop-Drum-Machine imitiert, ist der Unterschied genau der: Er «swingt». Hunderte von Definitionsversuchen sind an dem Phänomen gescheitert. Die einfachsten sind noch die tauglichsten: zum Beispiel, dass Swing etwas mit der Reibung zu tun hat zwischen einer messbaren Metrik und einem subjektiven Zeitgefühl. Aus welcher Differenz sich ein treibender, vielleicht nötiger Effekt ergibt, banaler: ein Gefühl, die Musik werde schneller, obschon genau dies nicht der Fall ist.

So gearteter Swing ist eine Qualität des Unge-sättigten. Nicht zufällig sagt man: «Das swingt wie der Teufel.» «Hardcore swinging» meint zwar tatsächlich die schwebende Qualität eher historischer Spielvarianten, *but no fucking cosiness*. Christian McBride, 41, kommt von den «schweren» Bassisten im Jazz her, von Milt Hinton oder Ray Brown. Er beherrscht jede technische Extravaganz, aber auch in rasendsten Tempi und in hohen Lagen hat bei ihm jeder Ton einen «Bauch». «Out Here» ist ein Trio-Album McBrides mit zwei unanständig talentierten jungen Partnern, dem Pianisten Christian Sands und dem Drummer Ulysses Owens Jr. Traditionelle Musik, mit biedereren Soli-Folgen, den üblichen *fours* etc. Aber in Vollendung. Das erinnert sehr an das Trio von Oscar Peterson mit Ray Brown und Ed Thigpen, aber mit virtuosem Augenzwinkern, so aus dem Ärmel hingehauen, scheinbar, selbst im fingerbrechenden Uptempo von «Cherokee». Dazwischen Funk und Blues, schöne Standards, tolle Balladen (wie McBrides Original «I Guess I'll Have to Forget»). Nichts ist «neu» oder «innovativ», alles plausibel. Und ja, sagte ich's schon? Die drei swingen wie der Leibhaftige und seine Grossmutter.



Christian McBride Trio
(Christian Sands, Ulysses Owens Jr.): Out Here. Mack Avenue Advance MAC1069ADV

Je später, desto schöner

Unverhoffte Gäste an Tina Turners Hochzeitsfest, Besuch vom Starkoch; Prominenz in Bern. *Von Hildegard Schwaninger*



Handkuss: Juwelier und «Zoofäscht»-Präsident Bernhard Blum mit Gattin Christine.

Wird ein Zürcher neuer Chef in Salzburg? Der in Zürich geborene Regisseur **Luc Bondy** hat Interesse angemeldet, bei den Salzburger Festspielen Nachfolger von **Alexander Pereira** zu werden. Luc Bondy war sechzehn Jahre lang Intendant der Wiener Festwochen. Er ist Leiter des Odéon-Theaters in Paris. Die Stelle des Intendanten der Salzburger Festspiele ist ausgeschrieben, die Anmeldefrist dauert bis 2. September. Luc Bondy brachte sich selber ins Gespräch und meinte gegenüber der Austria-Press-Agentur: «Ich gebe zu, dass es mich reizen würde.»

Das ist ein Superstar! Wenn die russische Primadiva **Anna Netrebko** singt, bedeutet das volles Haus. Sonntag (12 Uhr Ortszeit) startete der Vorverkauf für die Saisonöffnung an der New Yorker Metropolitan Opera, die besten Karten waren in Minutenschnelle weg. Bei Höchstpreisen von 1500 Dollar! Gespielt wird die Tschaikowsky-Oper «Eugen Onegin» (nach einer Novelle von **Alexander Puschkin**) mit **Valery Gergiev** am Dirigentenpult. Den Lenski singt der am Zürcher Opernhaus gross gewordene, mittlerweile international gefragte Tenor **Piotr Beczala**. Die Zweitbesetzung ist **Rolando Villazón**. Restlos ausverkauft ist auch Verdis «Troubadour» in der Berliner Staatsoper Unter den Linden ab November. Hier singen gleich zwei Kassen-

magnete: **Anna Netrebko** und **Plácido Domingo**.

Auf Facebook viele Freunde zu haben, ist keine Kunst. Aber für eine Party 120 Leute live aufzubieten, war nicht einmal für **Tina Turner** ein Kinderspiel. Auf ihre Einladung zum – dank «Täschligate» – mittlerweile weltberühmten Hochzeitsfest kriegte sie viele Absagen. Es war Ferienzeit, viele waren verreist. So wurde eine Liste 2, dann sogar eine Liste 3 zusammengestellt. Auf den Einspringer-Ein-



Zürich ruft: Starkoch Mosimann.

ladungen war die «save the date»-Frist längst abgelaufen. So kamen einige zum Handkuss, die Tina Turner gar nicht kannte. Auch Juwelier **Bernhard Blum**, der als «Zoofäscht»-Prä-

sident eine gesellschaftliche Position hat, und seine hübsche Gattin **Christine**.

Die «Blaue Ente» sucht wieder einen neuen Koch. **Peter Schnaibel**, der seit September 2010 in der Mühle Tiefenbrunnen kochte, ist wieder auf dem «Taggenberg» bei Winterthur, wo er vor seinem Zürcher Gastspiel zehn Jahre wirkte und sich einen Michelin-Stern und 17 Gault-Millau-Punkte erarbeitete. Das Haus gehört ihm. In der «Blauen Ente» kocht zurzeit der Souschef von Schnaibel mit seinem Team, und Besitzer **Fritz Wehrli** ist zuversichtlich: «Wir sind auf dem Weg, eine gute Lösung zu finden.»

Ein Schweizer Starkoch gibt demnächst ein Gastspiel in Zürich: **Anton Mosimann**, der in London einen «Dining Club» hat und 2004 von **Queen Elizabeth** mit dem «Order of the British Empire» ausgezeichnet wurde, kocht am 2. Oktober an der Blue Ribbon Night im «Aura» in Zürich. Gesponsert wird der Charity-Abend für Brustkrebs-Prävention von Estée Lauder (General Manager: **Goetz Winter**). Auktionator **Rudolf Mangisch** schwingt den Hammer bei der Versteigerung. Ersteigern kann man unter anderem: ein Hauskonzert von **Marc Sway** und einen Opernbesuch in Begleitung von **Sven Epiney**. Modedesignerin **Rosmarie Amacher** spendiert ein Haute-Couture-Abendkleid.



Staraufgebot: Fürst Albert II., Fürstin Charlène.

Letztes Jahr waren **Ursula Andress**, **Michelle Hunziker** und **Roman Polanski** die Stars der «Gala de Berne», bei der zweiten Staffel wird dieses Staraufgebot noch getoppt. Es kommt **Fürst Albert II. von Monaco** mit – hoffentlich – **Fürstin Charlène**. Am 17. Oktober findet die Gala, die unsere Hauptstadt in den Mittelpunkt stellen soll, im Kursaal in Bern statt. Die Gäste logieren im «Schweizerhof», der dem **Emir von Katar** gehört. Organisiert wird der Event von dem mit besten Beziehungen gesegneten PR-Profi **Claudio Righetti** und dessen Partner **Lorenz Furrer**.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Endgültiges Happy End

Die Kauffrau Rachel Eisenhut, 25, und der Kaufmann Yves Möckli, 26, haben im Mai geheiratet und dabei gleich zwei emanzipatorische Errungenschaften umgesetzt.



«Die Frage aller Fragen»: Brautpaar Eisenhut.

Rachel: Ein halbes Jahr nachdem wir zusammengekommen waren, machte ich meinem Partner einen Heiratsantrag. Für die meisten Frauen ist dies undenkbar, weil es nicht den romantischen Vorstellungen entspricht, die manche seit Kindheitstagen mit sich herumtragen. Ich finde: Wenn man emanzipiert ist, sollte man sich vor diesem Schritt nicht scheuen. Natürlich gibt es die Gefahr, dass der andere nicht will. Andererseits weiss man dann auch genau, woran man ist. Auf die Knie bin ich nicht gefallen, trotzdem war alles sehr romantisch. Ich nahm mir einen ganzen Tag Zeit, um alles vorzubereiten. Es war ein Vorteil, dass ich den Anlass ganz nach meinen Vorstellungen gestalten konnte. So verteilte ich in der Wohnung rote Rosen, Blütenblätter und viele Kerzen. Ich stellte den Sekt kalt und positionierte den Kuchen auf einer Tortenplatte.

Yves: Als ich nach Hause kam, war alles abgedunkelt, Kerzen brannten, schöne Musik spielte, und als Erstes fiel mein Blick auf ein riesiges Plakat. Dort stand die Frage aller Fragen: «Willst du mich heiraten?» Ich war dermassen gerührt, dass ein paar Tränen flossen. Rachel überreichte mir einen Ring aus Silber. Ich fand es toll, dass sie die Initiative ergriffen hatte, und wenig später war auch klar, dass wir in einer zweiten Frage unüblich entscheiden

würden: Bei der Trauung nahm ich den Namen meiner Frau an. Das tun immer noch sehr wenige Männer. Mir gefällt ihr Name einfach besser als meiner, und dass unsere Kinder einmal diesen Namen tragen werden, stört mich auch nicht. Im Gegenteil. Ich finde es ein wenig altmodisch, wenn man das Aussterben des eigenen Familienzweiges mit dem Familiennamen in Verbindung bringt.

Rachel: Stimme, Körpersprache und anderes, was bei einem Treffen in der realen Welt sofort dazu beiträgt, dass man das Gegenüber als attraktiv empfindet oder eben nicht, gibt es beim Online-Dating nicht. Man hat nur die Fotografie vor sich und muss sich auf das verlassen, was der andere schreibt. Beides fand ich im Fall von Yves sehr ansprechend, und umgekehrt war es ähnlich.

Yves: Vorstellungen von einem Traumpartner hatten wir beide nicht, beziehungsweise es wurde schnell klar, dass uns die sogenannten inneren Werte wichtiger sind als das Aussehen. Es bestand kein Grund, sich möglichst schnell zu sehen, dafür lernten wir uns im Verlauf eines zweimonatigen E-Mail-Kontakts gut kennen und wussten auch bald, dass wir ähnliche Ziele haben: eine gute, harmonische Beziehung, in der man nicht lügt, betrügt und einander bekriegt und in der der gemeinsame Wille vorhanden ist, alles zu teilen.

Rachel: Es war wichtig, zu wissen, wie der andere tickt, bevor man sich trifft. Sieht man den anderen in natura, bleiben überstürzte Entscheidungen manchmal nicht aus: Entweder fällt man sich spontan in die Arme und merkt nach der ersten Verliebtheit, dass man nicht zusammenpasst, oder man schickt den anderen wegen Kleinigkeiten wieder in die Wüste.

Yves: Nach zwei Monaten trafen wir uns zum ersten Mal, und wenige Wochen später lebten wir bereits unter demselben Dach. Dann liessen wir unsere Ringe polieren und gravieren, und vor wenigen Wochen fand das endgültige Happy End in Form einer wunderschönen Hochzeit statt.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Ferien statt Freiheit

Von *Andreas Thiel* — Erzengel Gabriel hält im Jahr 1 v. Chr. eine Ansprache zum 1. Mai.

Gabriel: Brüder, euer Leiden hat ein Ende.

Genossen: Wird das Rentenalter endlich herabgesetzt?

Gabriel: Der Erlöser wird kommen.

Genossen: Wie heisst er? Karl Marx?

Gabriel: Nein, Jesus.

Genossen: Von dem steht nichts in unseren antikapitalistischen Schriften.

Gabriel: Er wird das Böse besiegen.

Genossen: Also das Kapital.

Gabriel: Und er wird euch Freiheit bringen.

Genossen: Freiheit? Was sollen wir damit? Wir wollen mehr Ferien!

Gabriel: Hört die himmlischen Chöre.

Genossen: Was singen sie? Die Internationale? Sag mal, wie heisst du überhaupt?

Gabriel: Ich bin der Engel Gabriel.

Genossen: Ich dachte, der Engels heisst Friedrich. Hör mal Engels, sag uns, was wir skandieren sollen, gib uns Sprechchöre, und wir demonstrieren gegen was auch immer du willst.

Gabriel: Gehet zum Tempel und betet. Haltet fest am Glauben. Lobpreiset den Erlöser.

Genossen: Wir sollen den Tempel besetzen, die Gläubigen festhalten und einen Preis für das Lösegeld aushandeln?

Gabriel: Ihr sollt die Hände falten.

Genossen: Genossen, ballt die Faust!

Gabriel: Im Schoss.

Genossen: Legt die Arbeit nieder und die Hände in den Schoss. Wir streiken wieder.

Gabriel: Ein neuer Tempel wird gebaut werden.

Genossen: Ah, der Staat schafft endlich Arbeit.

Gabriel: Die Gesetze werden neu geschrieben werden.

Genossen: Es wird einen neuen Gesamtarbeitsvertrag geben?

Gabriel: Ein neues Testament wird geschrieben werden.

Genossen: Und wann wird die Erbschaftsteuer für Reiche kommen?

Gabriel: Das Himmelreich wird kommen.

Genossen: Ah, das Arbeiterparadies wird nun doch endlich verwirklicht.

Gabriel: Ich geb's auf ...

Genossen: He! Engels! Wo sind die Steine? Und auf wen sollen wir sie werfen?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Groszformat

Von Peter Rüedi



Man merkt die Absicht, und man ist M verstimmt. Nirgends ist Marketing so heikel wie beim Wein. Als Teil einer anspruchsvollen Lebensausstattung erträgt er nun mal kein Marktgeschrei. Natürlich verkauft sich auch ein Château Margaux, die Marke aller Marken, nicht ganz von selbst. Aber sie tut wenigstens so. Ein Marketingdirektor, dem es einfiel, sie durch die Affiche «Grosser Wein» zu ersetzen (als Markenname, wohlverstanden), wäre gleichentags gefeuert.

Dass dieser Österreicher vom südburgenländischen Eisenberg (der jüngsten und kleinsten DAC Österreichs) «Groszer Wein» heisst, ist nicht die einzige Irritation. Ganz zur altertümlichen Schreibweise passend, ist das Design der Etikette von einem pomadigen k. u. k. Operettenbarock. (Die ungarische Grenze ist ja auch nur einen Steinwurf entfernt, eine der besten Lagen des Eisenbergs heisst Szapary). Das Ausgefallenste an diesem «Groszen Wein» aber ist, dass der Name zunächst ganz banal das Volumen meint. Als Geschäftsmann Matthias Krön die in neunzig Parzellen zersplitterten sechzehn Hektaren der Kooperative Vinum Ferreum übernahm, hatte er den einfachen, aber wirkungsvollen Einfall, die Weine ausschliesslich in Literflaschen abzufüllen. «Weil eine 0,75-Flasche für zwei Personen immer zu wenig ist», wählte er das einstmals übliche Format. Das kostete ihn zwar die Appellation Eisenberg, brachte ihm aber einen Effekt von wirksamer Ironie. Ist doch das Litervolumen heutzutage gemeinhin Offenqualitäten vorbehalten, «Literweinen» eben. Zu denen aber gehört dieser «Grosze Wein Blaufränkisch» (es wird hier auch noch eine «Küvee» und ein weisser «Gemischter Satz» produziert) entschieden nicht. Der Wein zeigt alle Merkmale, welche die Sorte am Berg hervorbringt, dessen Name das Etikett nicht führen darf: eine ausgeprägte Mineralik, das richtige Mass an frischer Säure, schöne Fruchtaromen (dunkle Beeren, Sauerkirschen), viril herbe Noten (Rauch, eine Spur Leder), knackige Tannine. Für die, denen der Liter denn doch zu viel ist: Er hält sich, bei aufgeschraubtem Drehverschluss, im Kühlschrank problemlos zwei Tage.

Groszer Wein: Blaufränkisch 2011. 13,5%. 100cl. Liechti Weine, Basel. Fr. 18.–. www.liechti-weine.ch

Chic für den Herbst

Von Jürg Zbinden



1

1 — Basics mit umwerfendem Chic – die «Capsule Collection» von Nina Ricci ist frisch, charmant und *très française*. Einzelne Teile in Pink und Lindengrün hauchen der Kollektion Farbe ein, die modische Ansage von Designer Peter Copping sind einmal mehr feminine Eleganz, ein Touch Romantik und moderner Zeitgeist. Dies und die Ungezwungenheit der Looks, der Materialmix aus Spitze, leichtem Tweed und Seide haben Bibiana Stoecklin-Bruderer und Gaby Mazurczak von Modestrom überzeugt. «Die Looks läuten den Herbst ein, sind subtil, haben eine schöne Schnittführung von hohem Wiedererkennungswert und sind, nicht zuletzt, tragbar und bezahlbar.» Der lindengrüne Cardigan kostet Fr. 579.–, die Bluse Fr. 479.– und der Spitzenrock Fr. 798.–. Alles von Modestrom, Seefeldstr. 110 in Zürich, wo die «Capsule Collection» exklusiv für die Schweiz geführt wird.

2 — «DiaMaster» ist ein Name, der schon lange mit Rado verbunden wird; über die Jahre hat er eine Reihe Kollektionen ausgezeichnet, die besonders kratzfest sind. Im Jahr 2013 stellt Rado zum ersten Mal überhaupt eine «DiaMaster»-Kollektion in Hightech-Keramik vor. Es handelt sich um eine komplette Neugestaltung,



2



3

bei der nur der Name der vorigen Kollektionen bleibt. Die neue «DiaMaster» verspricht traditionsbewusste «DiaMaster»-Enthusiasten und solche, die für Neues schwärmen, gleichermaßen zu begeistern. Raffiniert, minimalistisch und chic, das sind die Schlüsselwörter, wenn es um das Design dieser auf das Wesentliche reduzierten, keramischen Schönheiten geht. Das neue Gesicht von Rado hat seinerseits sein eigenes «Gesicht»: grosse, offene Zifferblätter für leichte Ablesbarkeit und unverdeckte Sichtbarkeit. Das abgebildete Herrenmodell – es gibt auch acht Damenmodelle – mit der Referenznummer 01.650.0090.3.019 ist in der Schweiz voraussichtlich ab Oktober erhältlich und kostet um Fr. 4700.–. Beim autorisierten Rado-Einzelhändler.

3 — Die schwarze Schultertasche «Josphin» ist aus geprägtem Rindsleder, ihre Schulterriemen wurden von Hand genäht, Ton in Ton, mit Reissverschluss und zusätzlichem Riemen. Ihr sportiv-eleganter Look macht sie businessstauglich, und auch einem Casual Look passt sich die «Josphin» mit Leichtigkeit an. Die praktische Tasche stammt aus der Herbst/Winter-Kollektion von Ana Blum, Kreuzstr. 19, in Zürich, und kostet Fr. 689.–.



Exklusives Angebot im Hotel Schweizerhof Bern:

«Qin» sehen – kaiserlich logieren

Die Ausstellung «Qin – Der unsterbliche Kaiser und seine Terrakottkrieger» (bis 17. November 2013 im Historischen Museum Bern) gilt als kulturelle Sensation. Kombiniert mit dem Aufenthalt im Hotel Schweizerhof Bern***** Superior wird der Besuch zum Erlebnis.

Die Grabanlage von Qin Shi Huangdi (259–210 v. Chr.) gilt als eine der berühmtesten archäologischen Entdeckungen aller Zeiten und wird häufig als achtes Weltwunder bezeichnet. Erstmals ist jetzt in der Schweiz eine ganze Gruppe von Terrakottkriegern aus dem monumentalen Kaisergrab zu sehen. Die Begegnung mit den lebensgrossen Figuren sollten Sie sich nicht entgehen lassen!

Im komplett umgebauten Fünfsternehotel an zentralster Lage verschmilzt grandiose Tradition mit zeitgemäßem Design und Service auf höchstem Niveau. Highlights sind die legendäre «Jack's Brasserie», die mondäne Lobby-Lounge-Bar mit Sushi, die stilvolle Zigarrenlounge, die grosse Wellnessoase «THE SPA» und die «Sky Terrace» mit 360-Grad-Panorama über die historische Altstadt.



Weltwoche Spezialangebot

Leistungen:

- 1 Übernachtung in einem luxuriösen Zimmer
- Kontinentales Frühstück in der «Jack's Brasserie»
- Eintritt: Ausstellung «Qin» für das gebuchte Zeitfenster
- 1 «Qin-Tonic» im Restaurant «Qin»
- Freier Eintritt in «THE SPA» und 20% Ermässigung auf alle Wellness-Anwendungen
- Softgetränke, Tee, Nespresso und Bier aus der Minibar
- Ab Zimmerkategorie Deluxe inkl. Business-Package

Preise (pro Person)	1. Nacht	Folgenacht*
Standard-Doppelzimmer:	Fr. 247.50	Fr. 227.50
Deluxe-Doppelzimmer:	Fr. 287.50	Fr. 267.50

* inkl. Frühstück

Bedingungen:

Das Angebot ist gültig nach Verfügbarkeit bis 17. November 2013, exkl. City-Tax. Der Eintritt in die Ausstellung «Qin» ist zeitlich begrenzt und nur gültig mit Reservation. Es gelten die AGB der Hotel Schweizerhof Bern AG.

Reservation:

Buchen Sie Ihr «QIN»-Arrangement mit dem Stichwort «Weltwoche» unter Tel. +41 (0)31 326 80 80 oder reservations@schweizerhof-bern.ch.

Veranstalter:

www.schweizerhof-bern.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





RADIO MONTE CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz, auf www.radiomontecarlo.ch
und jetzt neu auch auf dem iPhone



Auto

Der schnellste Traktor der Welt

Manche Bubenträume werden erst im späteren Erwachsenenalter wahr. Wie die Fahrt mit einem JCB Fastrac. *Von David Schnapp*

Es kann dauern, bis Bubenträume wahr werden. Manchen Sommer verbrachte ich als Kind in einem schmucken Bauerndorf am Hallwilersee, sehnsüchtig blickte ich dort den Traktoren nach, die die Felder bestellten. Ich wünschte mir, an der Stelle des Bauernbubs, der hinten rechts über dem riesenhaften Hinterrad sass, zu sein. Der Traum blieb einer, bis mich ein Angebot der Carl Heusser AG aus Cham erreichte, worin man mir die Fahrt mit dem «schnellsten Traktor der Welt» anbot.

Der Fastrac des britischen Familienunternehmens JCB ist trotz der freundlichen, sonnen-

gelben Lackierung eine einschüchternde Erscheinung. Allein die an der Hinterachse montierten mannshohe Reifen mit armdicken Profilerhebungen auf 38-Zoll-Felgen können einen erschrecken. Die Fahrerkabine sitzt für die bessere Gewichtsverteilung nicht auf der Hinterachse, sondern ist in der Mitte platziert, was den Fastrac dynamischer aussehen lässt. Hat man die vier steilen Stufen ins Machtzentrum des Fahrzeugs erklommen, sitzt man höher als in einem Lastwagen und blickt auf einen vollklimatisierten Hightech-Arbeitsplatz mit prächtiger Rundumsicht, iPod-Anschluss und Kühlschränk (optional).

Es macht einen demütig

Mein Traktor-Lehrer startet den 6-Zylinder-Motor, und die 8,5 Liter grosse Turbo-Dieselmachine nimmt krachend ihre Arbeit auf. Das gelbe Monster rollt los. Von da oben sieht fast alles, was sonst noch auf der Strasse unterwegs ist, aus wie rollende Elefantenturnschuhe. Es macht einen demütig, hier zu sitzen.

Auf einem Feldweg im Zugerland übernehme ich das Steuer, des «Ackerschleppers

mit Vollfederung an Vorder- und Hinterachse», der über Allradantrieb, Differenzialsperrung, ABS sowie eine ausgeklügelte Hydraulik verfügt und bis zu 50 Tonnen zusätzlich zu den 10,431 Tonnen Eigengewicht ziehen kann.

Der Sitz mit Luftfederung ist bequem, die Servolenkung dreht leicht, und der Traktor setzt sich problemlos in Bewegung, nachdem ich das automatische Getriebe mit einem Joystick gestartet habe. Über den Feldweg rumple ich bald mit einer schier angeboren wirkenden agrarischen Souveränität, auch wenn ich mit der Grösse des Fahrzeugs zu kämpfen habe und aufpassen muss, keine Gartenzäune an gepflegten Bauernhöfen mitzureissen.

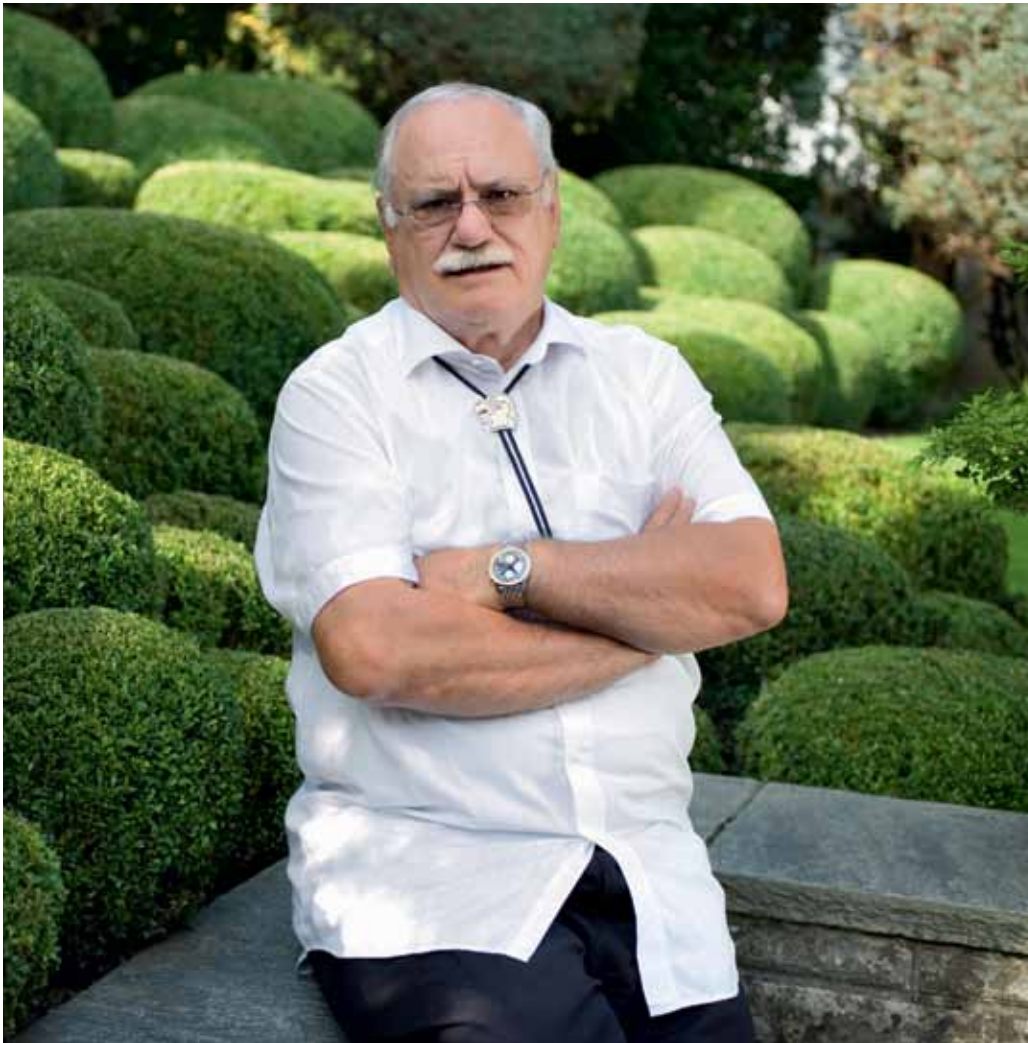
Auf befestigten Strassen ist der JCB für viele Verkehrsteilnehmer eine überraschende Erscheinung. Nicht nur, weil man ihn noch nicht oft sieht, sondern auch, weil er so schnell ist. Niemand erwartet einen Traktor, der sich flink in Bewegung setzt und mühelos im Verkehrsstrom mitdonnern kann. Braucht man überhaupt eine Landwirtschaftsmaschine, die bis zu 70 km/h schnell wird? Ja, sagt man mir, es gebe immer weniger Bauern, die immer mehr Fläche zu bewirtschaften hätten. Da sei es gut, einen Traktor zu haben, der die Wege zwischen den Feldern zügig zurücklege.

Man stimmt da als Laie gerne zu, und es ist ja nicht falsch, wenn auch die Bauern Freude am Fahren haben.

JCB Fastrac 8280

Leistung: 306 PS, Hubraum: 8419 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 70 km/h
Preis: ab Fr. 220 000.–





«Existenziell nicht gefährdet»: Anleger und Börsenkolumnist Herbert, 77.

MvH trifft

Alfred «Cash-Guru» Herbert

Von Mark van Huisseling — Weil Geld keine Ferien macht, ein Gespräch mit einem, der weiss, wie man es vermehrt.

Wie hat sich dein Depot gestern verändert?» – «Keinen blassen Dunst.» – «Schaust du nicht jeden Tag?» – «Was soll das bringen?» – «Du machst zum Teil Day-Trading, da musst du schon nachschauen.» – «Ja, aber das gesamte Depot, was willst du da schauen? Das ist irrelevant, eigentlich.» – «Weshalb?» – «Es ist genug da. Die Leute fragen: «Wie geht's dir?», ich sage: «Ich bin existenziell nicht gefährdet.» Das sagt alles. Ich habe festgestellt, am meisten kümmern sich die drum, wie viel sie wert sind, die wenig haben.»

Alfred Herbert, 77, geboren in Nizza, aufgewachsen in Basel, ist Anleger und Anlagekolumnist (*Cash* online, Radio Energy); früher war er Ringhändler in Zürich, London oder New York. Seinen ersten Börsenhandel machte er mit siebzehn, am 5. März 1953 – Josef Stalins Todestag, sagt er. Fredi oder «Chieftain Big Ear» (weil er vieles hört) und ich sind bekannt miteinander seit 1991: Er schrieb damals im

Sonntagsblick, ich redigierte seine Kolumne (eine brachte ich nicht: Er verlangte darin, dass der damalige Präsident der Nationalbank, Markus Lusser, zurücktrete. Ich fand seine Argumente halbstringent, er mag mich dennoch, so sieht es aus). Das Gespräch fand statt in seinem Haus in Jona (Seesicht), seine Frau Erika kochte (Rindsfiletwürfel, Thai-Kokos-Sauce).

««Sell in May and go away» – dieses Jahr stimmt das nicht oder?» – «Keine Ahnung, ich halte nichts von solchen Feld-Wald-und-Wiesen-Weisheiten, das ist fürs Fussvolk.» – ««Die Aktien-Party ist vorbei, Edelmetalle sind jetzt sicher die bessere Wahl», hast du am 21. Juni gesagt. Seither sind Schweizer Aktien [Swiss Market Index (SMI)] um acht Prozent gestiegen; Silber, das du besonders empfohlen hast, hat sich seitwärts bewegt ...» – «Ich halte es wie der Adenauer: «Was interessiert mich mein Geschwätz von gestern?» Ich mache Momentaufnahmen.» – «Solche Aussagen stimmen

immer, die Frage ist, wann. Einverstanden?» – «Silber ist auf jeden Fall eines meiner besten Investments.» – «Aber nicht dieses Jahr.» – «Noch nicht, nein. [Seit Januar um 35 Prozent gesunken, Kurs in US-Dollar.] Aber ein paar Jahre habe ich riesig verdient damit. Ich habe überhaupt kein Bedürfnis, mich zu erklären nach aussen. Weil ich Geld verdient habe an der Börse, muss ich recht haben.»

«Weshalb gönnt einem fast niemand Erfolg an der Börse?» – «Ich sage: «Neid ist die höchste Form der Anerkennung.» Das hat mich imprägniert. Aber du sollst dir nie einbilden, du seist gut – weil das der Anfang vom Absturz ist. Ich sage den Leuten, was sie machen sollen, wie die Lage ist. Aber ich sage nie gross, was ich mache.» – «Weshalb ist es so schwer, mitanzusehen, wie jemand verdient?» – «Weil es die meisten nicht können. Ich stelle fest: Kaufen kann jeder Trottel, wenn er ein wenig Geld hat. Verkaufen ist Charaktersache. Neun von zehn können es nicht, verstehst? Sie halten es wie mit der Liebe – gross rein, klein raus. Ich bin das Gegenteil.» – «Das heisst, du setzt Limiten, wann du aussteigst?» – «Nein, es gibt keine Dogmen. Alle fragen: «Was sind deine Prinzipien, Checklisten?» Interessiert mich nicht.» – «Du hast keine Angst, Verluste zu realisieren?» – «Ich hatte harte Lehrer, einer, ein alter Jude, sagte: «Hör zu, der erste Franken Verlust ist der kleinste.» Das ist vermutlich das Geheimnis des Überlebens. Und nur die, die überleben, können davon erzählen.»

«Machst du Vermögensverwaltung?» – «Nein, da bin ich stur, auch nicht für Freunde – wenn's gut ist, war's selbstverständlich, wenn's schlecht ist, bist du ein Halbschuh. Ich hatte ein *glattes* Erlebnis, als ich Cash-TV machte. Rief einer an und sagte: «Ich gebe Ihnen 10 Prozent des Gewinns, wenn Sie mir sagen, was Sie machen.» Ich sagte: «Ich habe eine bessere Idee, ich mache es selber, dann habe ich 100 Prozent.» – «Über Corporate Bonds [Obligationen von Unternehmen] höre ich wenig von dir, weshalb?» – «Das ist gut, passt rein, aber ich habe mich auf Schweizer Aktien kapriziert. Du musst zuerst Vertrauen haben in eine Gesellschaft, bevor du einen Bond kaufst – und dann habe ich Vertrauen in die Aktie, ich habe halt meine eigene Philosophie.» – «Wie viel sind Anlagetipps, die Geld kosten, wert?» – «Die klassischen Anlagetipps, Börsenbriefe et cetera, erwähnen drei, vier Blue Chips [Aktien grosser Unternehmen; etwa Roche, Nestlé, UBS in der Schweiz] – und nebenbei noch eine eigene Aktie, die sie sexy macht. Das ist menschlich.» – «Ich komme zum Schluss, vieles, was an der Börse passiert, ist irrational. Du?» – «An der Börse ist 2 plus 2 nie 4, sondern immer 5 minus 1. Wenn du das begriffen hast, hast du alles begriffen.»

Sein liebstes Restaurant: Lindenhofkeller, Pfalzgasse 4, Zürich, Telefon 044 211 70 71; Dieci al lago [1. Stock], Fischmarktplatz 1, Rapperswil, Telefon 055 210 12 20

ROAMER

OF SWITZERLAND



Stingray Chrono-Diver
Mod. 1970

LIMITED EDITION
001-333

since **125** 1888-2013
YEARS
Roamer of Switzerland

ROAMER OF SWITZERLAND AG, Solothurn, Tel. 032 625 51 11, info@roamer.ch, www.roamer.ch

Baden: Schlatter Juwelen-Uhren. **Bern:** Loeb AG. **Genf:** Swiss Corner / Babich Horlogerie Bijouterie. **Interlaken:** Kirchhofer AG, Uhren-Bijouterie.
Luzern: Casagrande & Co. / City Watch / Harry's Swiss Watch Center GmbH / Watch it AG / Juwelia AG / Hofstetter & Berney AG, Watches Jewellery.
Lugano: Ermidio Rezzonico SA. **Martigny:** Yerly Bijouterie. **Rapperswil (SG):** Fumagalli AG. **Wengen:** Bijouterie Silberhorn AG.
Zürich: Affolter Max, Uhren-Bijouterie / Heinicke Max, Uhren-Bijouterie.